

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 49 (1969-1970)  
**Heft:** 1: Neutralität : aktiver? : Aktionsmöglichkeiten des neutralen Kleinstaates

**Buchbesprechung:** Bücher

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## DIE AUSSENPOLITISCHEN GRUNDSTRATEGIEN DES KLEINSTAATES

Die Politische Wissenschaft und ihr die zwischenstaatliche Politik beschlagender Spezialzweig, die «Internationalen Beziehungen», befassen sich nur selten mit den Problemen des Kleinstaates; ihr Interesse gilt begreiflicherweise vorwiegend den grossen Mächten und ihren Schachzügen und Konflikten. Doch gibt auch der Kleinstaat eine Fülle wissenschaftlich äusserst ergiebiger Fragen auf. Das trifft nicht etwa bloss deshalb zu, weil kleine oder schwache Staaten heute die Mehrzahl der Akteure auf der internationalen Bühne darstellen; sondern wissenschaftlich interessant ist vor allem die Tatsache, dass der Kleinstaat ein ihn von Grossmächten grundsätzlich unterscheidendes Verhältnis zu andern Staaten einnimmt: Kleinstaaten sind Staaten, deren relative Stärke so gering ist, dass ihre Sicherheit wenn nicht von *äusserer Hilfe*, so doch von *äusseren Umständen* mehr oder weniger abhängt. Ein Kleinstaat vermag, mit andern Worten, seine Sicherheit nicht oder nicht ausschliesslich aus eigener Kraft und aus eigenem Willen zu gewährleisten.

### *Alternativen des Kleinen*

Dadurch wird sein aussenpolitischer Handlungsspielraum begrenzt. Im Grunde besitzt er nur drei grundsätzliche *Alternativen*: Er kann *erstens* auf die Dauerhaftigkeit eines Gleichgewichts zwischen den Grossen setzen und einen *neutralen Kurs* einschlagen. *Zweitens* kann er seine Schwäche dadurch wettmachen, dass er sich das Machtpotential anderer zunutze macht und sich mit einem Grossen oder mit andern Kleinen *verbündet*. Und *drittens* kann er auf das Funktionieren einer *internationalen*

*Friedensorganisation* wie Völkerbund oder UNO hoffen.

Über diese letztere Möglichkeit besitzen wir leider viel zu wenige gründliche Untersuchungen, und das ist ja gerade im Hinblick auf einen allfälligen Beitritt der Schweiz zur UNO sehr bedauerlich. Bei aller illusionslosen Einschätzung der beschränkten Möglichkeiten der UNO fehlt leider immer noch eine Studie über die Vorteile, die einem Kleinstaat aus seiner formell gleichrangigen Stellung in der UNO erwachsen, und über die Chancen und Risiken, durch kollektiven, in Abstimmungsgruppierungen («block voting») ausgeübten Druck auf die Grossen ihre Sicherheit zu verbessern. Ansätze zum Studium der Aussichten der Kleinen in einer internationalen Friedensorganisation haben seinerzeit *Arnold Wolfers*, *Hans J. Morgenthau* und *Nils Örvik* vorgelegt<sup>1</sup>.

### *Der Kleine als Allianzpartner der Grossen*

Dagegen gibt es seit kurzem zwei hervorragende und die Probleme fast erschöpfend behandelnde Studien über die beiden anderen aussenpolitischen Grundstrategien des Kleinstaates. *Robert L. Rothstein*, Associate Professor für Politische Wissenschaft an der Johns-Hopkins-Universität, hat ein Buch verfasst, das die Stellung kleiner oder schwacher Staaten in Bündnissystemen analysiert: «Alliances and Small Powers»<sup>2</sup>. Darin werden sämtliche für einen Kleinstaat in Frage kommenden Modelle der Verbündung anhand eines umfangreichen historischen Materials empirisch geprüft und die Ergebnisse in einer Reihe höchst bedeutsamer Hypothesen formuliert.

Rothstein unterscheidet Bündnisse zwischen Kleinen und Grossen von Bündnis-

sen zwischen Kleinen unter sich; die erste Gruppe unterteilt er wiederum in bilaterale und multilaterale Bündnisse. Ein *ungleiches Bündnis zwischen einem Kleinen und einem Grossen* besitzt eigentlich nur einen Vorteil: Der Grosse kann es sich, ohne sein Gesicht zu verlieren, nicht leisten, den Kleinen preiszugeben; Rothstein spricht von einer «reverse potentiality», die ein Kleiner hat, indem er sich in forscher Weise in Situationen hinein verrennt, aus denen ihn dann der Grosse herausholen *muss*. Allerdings übersteigen die Nachteile eines solchen Bündnisses allfällige Gewinne bei weitem: Die Hilfe des Grossen kommt im Notfall oft zu spät, weil das Territorium des Kleinen meist sehr klein ist und dieser darum schon unmittelbar nach Ausbruch der Feindseligkeiten meistens bereits alles verliert; die modernen Waffen und die durch sie verursachte Beschleunigung des Kriegsgeschehens verstärken noch diese Tendenz. Ferner ist auch der Preis sehr hoch, den der Kleine in Form von Einmischungsversuchen des Grossen in seine inneren Verhältnisse zu bezahlen hat. Rothstein untersucht alle diese Aspekte anhand der belgisch-französischen Beziehungen von 1919 bis 1936.

Sehr aktuell, wenn auch empirisch nicht allzu breit fundiert, sind sodann die Ausführungen über das *multilaterale Bündnis zwischen einem Grossen und mehreren Kleinen*. Hier findet sich der Kleine in einer etwas besseren Lage, weil sich der Grosse mit Rücksicht auf die Bündnistreue der anderen Kleinen allzu harte Übergriffe auf einen Kleinen nicht gestatten kann. Andererseits besteht die Gefahr, dass im Notfall die Hilfe noch langsamer erfolgt, weil ein vielgliedriges Bündnissystem in der Regel nicht sehr wirksam ist. Es wäre interessant, wenn Rothstein in diesem Zusammenhang noch mehr Material aus dem Erfahrungsschatz von NATO, SEATO und CENTO zusammengetragen und ausgewertet hätte.

### *Zusammenarbeit der Kleinen?*

Wenn man gegenwärtig ab und zu von einer anzustrebenden «Zusammenarbeit

der Neutralen» spricht, so täte man gut daran, nachzulesen, was Rothstein über die militärische und politische Zusammenarbeit der Kleinen zu sagen hat. Sein aus der Geschichte der Kleinen Entente erarbeitetes Urteil ist da unnachsichtlich: Jede *militärische Zusammenarbeit* ist völlig nutzlos. Abgesehen davon, dass ein Kleinstaat froh sein muss, überhaupt hinreichend Truppen für seine eigene Verteidigung zu haben, bringt es die «frontierness», das heisst die strategische Ausgesetztheit eines jeden Kleinen, mit sich, dass selbst bei sorgfältiger strategischer Vorbereitung im Kriegsfall in rascher Folge eine Armee nach der anderen vernichtet wird.

Hingegen sieht Rothstein gewisse Chancen einer *Zusammenarbeit in politischer Hinsicht*: Das gemeinsame «Entrüstungspotential» der Kleinen kann gegen politische Einmischungsversuche – nicht aber gegen massive Intervention – eines Grossen abschreckend wirken, insbesondere auch dank der Möglichkeit, im Rahmen der internationalen Friedensorganisation solchen Protesten weltweit hörbar Ausdruck zu geben. Doch sind die Schlüsse, die Rothstein in bezug auf diese wie auch auf die anderen Modelle der Verbündung zieht, insgesamt nicht gerade sehr vielversprechend. Die Sicherheit eines Kleinen, wie und mit wem auch immer er sich verbünden mag, bleibt in jedem Fall prekär. So stellt sich die Frage, ob der *neutrale Kurs* bessere Aussichten eröffnet.

### *Chancen und Grenzen neutraler Politik*

Bei der Betrachtung der Neutralität als aussenpolitische Grundstrategie des Kleinstaates muss man sich darüber im klaren sein, dass der Versuch, sich von den Konflikten der Grossen zu distanzieren, die grundsätzliche Ohnmacht des Kleinen, seine Sicherheitsbedürfnisse aus eigener Kraft zu befriedigen, nicht aus der Welt schaffen kann. Die Abhängigkeit von äusseren Faktoren wird auch hier fühlbar, und zwar darin, dass die neutrale Politik nur unter bestimmten, das Gleichgewicht zwischen den Grossen nicht allzusehr

störenden internationalen Konstellationen durchführbar ist. In bezug auf die schweizerische Neutralität hat etwa Edgar Bonjour immer wieder darauf hingewiesen<sup>3</sup>.

Kürzlich ist nun aber ein Buch erschienen, das insbesondere diese *äusseren Bedingungen neutraler Politik* in umfassender Weise theoretisch darlegt: Es trägt den etwas irreführenden – weil zu engen – Titel «Neutralization and World Politics» und wurde gemeinschaftlich verfasst von vier bekannten amerikanischen Spezialisten für internationale Beziehungen, *Cyril E. Black, Richard A. Falk, Klaus Knorr* und *Oran R. Young*<sup>4</sup>. Die Verfasser behandeln alle Probleme, die sich im Verhältnis antagonistischer Grossmächte zu einer kleinen oder schwachen Macht jeweils ergeben, wenn der Kleine als Mittel benützt wird, um einen Konflikt der Grossen zu beenden, zu dämpfen oder zu verhindern.

Die wichtige Voraussetzung für eine dauerhafte Neutralisierung liegt in einem mehr oder weniger stabilen Gleichgewicht der beiden antagonistischen Grossmächteinteressen – mag das Interesse an einer Neutralisierung auch noch so verschiedenartig motiviert sein. (Was für den einen eine Alternative zu einem langen und kostspieligen Ringen ist, bedeutet möglicherweise für den andern nur eine Etappe auf dem Weg zum Endsieg.) Gegenüber diesen äusseren Bedingungen ist die Rolle des «neutralen» Kleinen fast belanglos: Sogar unbewohnte Wüsten- und Urwaldregionen lassen sich erfolgreich neutralisieren. Gewiss wird die Integrität eines von den Grossen «ausgesparten» Gebiets grösser sein, wenn in diesem Gebiet möglichst keine innere Wirren vorkommen und wenn der

«Neutrale» seine «Neutralität» auch selber wünscht und vielleicht sogar noch ein gewisses militärisches Abwehrpotential besitzt. Wenn von letzterem die Rede ist, weisen die Verfasser immer wieder auf das Beispiel der Schweiz hin.

In der Tat bildete und bildet die Schweiz unter den zwischen Grossmächten «ausgesparten» Kleinen einen Ausnahmefall – aber auch nur graduell und nicht grundsätzlich, denn wie gerade bei der Lektüre dieses sich hauptsächlich mit externen Faktoren befassenden Buches einmal mehr klar wird, ist es stets ein Zusammenwirken von kleinstaatlichem Machtpotential und Gleichgewicht der Grossen, dem der neutrale Kleine sein Überleben verdankt. Der Kleinstaat kann dem fatalen Umstand nicht entkommen, dass er nicht fähig ist, seine Sicherheit ganz aus eigener Kraft zu «produzieren»; die neutrale Aussenpolitik bedeutet weiter nichts als eine von drei Methoden, im Getümmel der Grossen seine Existenz zu retten. Welche Methode jeweils die richtige ist, erfährt man wie bei jeder Spekulation, bei der es um alles oder nichts geht, jeweils leider immer viel zu spät.

*Daniel Frei*

<sup>1</sup> Arnold Wolfers, *The Small Powers and the Enforcement of Peace* (Yale Institute of International Studies Memorandum Nr. 3), New Haven 1943. – Nils Örvik, *The Decline of Neutrality, 1914–1941*, Oslo 1953. – Hans J. Morgenthau, «The Resurrection of Neutrality in Europe», in: *American Political Science Review*, Bd. 33 (1939), S. 473–486. –

<sup>2</sup> Published under the auspices of the Institute of War and Peace Studies, Columbia University Press, New York-London 1969. – <sup>3</sup> Besonders in seinem Vortrag «Europäisches Gleichgewicht und schweizerische Neutralität» (Basler Universitätsreden Nr. 20), Basel 1946. – <sup>4</sup> Princeton University Press, Princeton (New Jersey) 1968.

## ALLES ÜBER GEHEIMDIENSTE

In der Reihe «Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte» hat *Max Gunzenhäuser* unter dem Titel «Geschichte des geheimen Nachrichtendienstes» einen umfassenden Literaturbericht mit Bibliographie ver-

öffentlicht<sup>1</sup>. Das Buch vermittelt einen erschöpfenden Überblick über die bis heute erschienene einschlägige Literatur. In kurzen Abrissen fasst der Autor das Wesentliche zusammen, was über die Akteure in



den verschiedenen Spionagefällen bekannt geworden ist. Damit wird es für jeden wertvoll, der sich in das Studium dieser Materie einlassen will. Denn er findet im Buch nicht nur gewissermassen das «Curriculum vitae» der bedeutendsten Spione, sondern auch eine umfassende Aufzählung der Literatur, welche sich mit jedem einzelnen befasst. Aber nicht nur das: Das Buch zählt darüber hinaus neben anderem die heute bekannten Geheimdienste auf, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Schliesslich wären es ja keine Geheimdienste mehr, wenn der Verfasser diese im Detail vorstellen könnte. Trotzdem ist es eine Fundgrube für jeden, der am Studium des Wesens von Geheimdiensten interessiert ist. Wer in dem Buch spannende Spionagesgeschichten zu finden hofft, kommt nicht auf seine Rechnung. Das Buch ist recht eigentlich für Historiker, insbesondere Historiker der Spionage, geschrieben.

In einem sind wir aus eigener Erkenntnis mit dem Verfasser nicht einverstanden, nämlich wenn er den Spion Sorge und den Vermittler von Nachrichten Rudolf Roessler als die grossen Spione des Zweiten Weltkrieges herausstellt. Sorge war tatsächlich ein Meisterspion; Roessler in diese Spezies einzureihen, ist dagegen abwegig. Sorge hat in Japan Spionage betrieben, indem er auf seine Weise Nachrichten beschaffte. Roessler dagegen sass in Luzern und nahm lediglich Informationen entgegen, welche ihm seine Spionage betreibenden Freunde zuspielten. Er leitete diese über «Taylor» (Schneider) und «Sissy» (Rachel Dübendorfer) an den sowjetischen Residenten «Rado» und, auf anderen Wegen, an uns vom schweizerischen Nachrichtendienst weiter.

Roessler war auch kein Verräter. Denn das Dritte Reich hatte ihm schon Jahre vor Beginn des Zweiten Weltkrieges, also zu einer Zeit, zu welcher Roessler noch nicht im Traum daran dachte, dass er sich je mit Nachrichtenbeschaffung befassen würde, die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen. Verraten kann man aber nur sein Vaterland. Das Dritte Reich jedoch war nicht mehr Roesslers Vaterland. Es war die

Schweiz, welche zu Roesslers Wahlheimat wurde, und für die Schweiz hat Roessler gearbeitet.

Abwegig erscheint uns ferner, wenn der Verfasser Sorge und Roessler zuschreibt, dass sie zum Schicksal von Armeen geworden seien. Sorge hat zwar Moskau die wichtige Information vermitteln können, dass es nicht in der Absicht der japanischen Führung liege, die Sowjetunion im Fernen Osten militärisch anzugreifen. Der sowjetischen Führung war diese Meldung aber nur die Bestätigung für etwas, wovon sie, durch andere (diplomatische) Kanäle übermittelt, bereits Kenntnis hatte und was sie in Rechnung setzte. Nur auf die Meldung Sorges hin hätte sie bestimmt nicht 90 Divisionen aus dem Fernen Osten nach dem westlichen Kriegsschauplatz verschoben (ein Vorgang übrigens, über welchen wir schon im August 1942 ebenfalls Bescheid wussten). Sorge ist also nicht Armeen zum Schicksal geworden. Noch weniger wurde es Roessler. Seine an den sowjetischen Residenten in Genf und von diesem nach Moskau weitergegebenen Informationen waren gewiss, mindestens teilweise, für die sowjetische Führung von bedeutendem Wert. Man weiss andererseits heute, dass sie nicht immer zutrafen. Für den sowjetischen Nachrichtendienst aber waren sie trotzdem wichtig, sei es als Bestätigung von Informationen aus anderen Quellen, oder aber indem sie Moskau bewogen, die Überprüfung durch andere Quellen zu veranlassen. In diesem Sinne, als Quellen oder Bestätigende, haben, um es zu wiederholen, Sorge und Roessler dem sowjetischen Nachrichtenzentrum bestimmt wertvolle Dienste geleistet. Sie wurden aber keinesfalls Armeen zum Schicksal.

Der Nachrichtendienst ist sicher ein wichtiges Führungsinstrument. Man soll seine Bedeutung aber nicht falsch einschätzen. Entscheidend ist immer noch und wird für alle Zukunft bleiben das Denken und Handeln der politischen wie der militärischen Führung. Gute Nachrichten, richtig ausgewertet, können dieser lediglich die Entschlüsse sehr wesentlich erleichtern.

Es liesse sich noch vieles über das Buch sagen, Zustimmendes, aber auch Kritisches. So, wenn der Verfasser Bücher als Quellen aufführt, die es nicht verdienen, in einer an sich ernst zu nehmenden Bibliographie als solche zu figurieren. Sich dar-

über zu verbreiten, würde jedoch zu weit führen.

*Hans Hausamann*

<sup>1</sup> Max Gunzenhäuser, Geschichte des geheimen Nachrichtendienstes (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte Nr. 7), Verlag für Wehrwesen, Bernard & Graefe, Frankfurt a.M.

## EIN RUFER IN DER WÜSTE

### *Zu den Memoiren von George F. Kennan*

Die Geschichte ist zwar eine wissenschaftliche Disziplin – Geschichtsschreibung aber ist eine Kunst. Es gehört nämlich zur Aufgabe des Historikers, die Vergangenheit gleichsam wieder zum Leben zu erwecken und mit den Mitteln der Sprache Geschehnisse weit zurückliegender Epochen festzuhalten, die für jene, die sie miterlebten, ebenso wichtig und gegenwärtig waren wie die heutigen Ereignisse für uns. Die umwälzende Entwicklung, welche die Geschichtswissenschaft seit einiger Zeit durchmacht, bringt nun aber auch eine Verkümmern der darstellerischen Fähigkeiten der Historiker mit sich.

Gewiss lässt sich diese Tatsache zum Teil auf das gewaltige Anwachsen der Zahl der Historiker zurückführen. (Auch die Zahl der Fachleute aller anderen akademischen Disziplinen ist ja in letzter Zeit sprunghaft angestiegen.) Die übergrosse Mehrheit all jener, die jemals den Beruf des Historikers ausübten, tun dies heute! Gerade wie das bodenständige und kunst-sinnige Handwerk der einsetzenden industriellen Massenproduktion fast völlig zum Opfer fiel, so litt auch die Kunst eines Gibbon und Ranke schwer unter der Massenproduktion von Historikern. Es erwies sich damit, dass es viel leichter ist, einen jungen Mann mit den notwendigen wissenschaftlichen Arbeitsmethoden vertraut zu machen und ihm einen Grundstock von Regeln zur Auswertung von Quellen und zur Benützung eines gelehrten Apparates zu vermitteln als ihn im Gebrauch seiner eigenen Vorstellungskraft und seiner darstellerischen Fähigkeiten zu schulen.

Noch deutlicher tritt diese Tendenz in den verschiedenen Zweigen der Sozialwissenschaften zutage, so in der Soziologie und in der Politischen Wissenschaft. Hier beherrschen die Erfordernisse streng sachlicher Wissenschaftlichkeit das Feld; ein künstlerischer Beigeschmack ist völlig unerwünscht. Der bei den meisten Sozialwissenschaftlern zu beklagende Mangel an schriftstellerischer Kultiviertheit greift ihnen selbst zum Schaden. Nicht nur ermangeln sie des für eine gute Darstellung erforderlichen Feingefühls; vielmehr beraubt er sie auch des Scharfblicks und der persönlichen Anteilnahme, die doch einem tieferen Verständnis dessen, was in der menschlichen Gesellschaft passiert, zugrunde liegen. Zwar beschäftigen sie sich mit dem Daseinskampf der Menschen; dabei vermögen sie aber nicht die menschliche Situation jener zu erfassen, die als handelnde Personen in den von ihnen analysierten Dramen auftreten.

Der bei vielen Vertretern der Politischen Wissenschaft zu bedauernde Mangel an schriftstellerischer Kultiviertheit bringt es nun mit sich, dass den Werken jener Autoren, die über diese seltene Gabe verfügen, allzuoft nicht die verdiente Anerkennung durch die Öffentlichkeit zuteil wird. Gewiss stellen *Swetlana Allilujewas* «Briefe an einen Freund» nicht gerade das am besten geeignete Beispiel dar; der Text vermag zwar in ästhetischer Hinsicht zu befriedigen, weist aber keinen besonderen wissenschaftlichen Wert auf. Das Werk ist nun aber einmal bekannt geworden, und ich erwähne es, um den in meinen

Augen wesentlichen Gesichtspunkt zu verdeutlichen. Da Swetlana Allilujewas Buch über Stalin und seine persönliche Umgebung handelt, lag es für die Herausgeber von Fachzeitschriften nahe, Spezialisten für sowjetische Politik und Geschichte um eine Besprechung der Arbeit zu ersuchen. Ein Rezensent nach dem andern gab dann aber ganz offen seiner Enttäuschung über den Gehalt des Buches Ausdruck. Es habe sich gezeigt, dass die Autorin eigentlich nicht zuständig gewesen sei, eine wissenschaftliche Abhandlung über den sowjetischen Diktator zu schreiben, der daneben auch noch ihr Vater war. Sie verfüge nicht über die notwendige Ausbildung auf dem Gebiet der Geschichte, der Politischen Wissenschaft und der Soziologie; sie habe sich auch nicht in die Fachliteratur über Stalin und den Stalinismus eingearbeitet. Folglich seien ihr bei der Niederschrift falsche Tatsachen und irrige Ansichten unterlaufen.

All diese kritischen Einwände treffen durchaus zu. Dennoch liessen die Rezensenten gerade die Besonderheiten, die den «Briefen an einen Freund» bleibenden Wert verleihen, ausser acht. Hier wird doch vor allem die unmittelbare menschliche Wirklichkeit dargestellt, die aller Politik zugrunde liegt. Dem Leser sollte es nicht allzu schwer fallen, über einzelne unkritische und naive Äusserungen grosszügig hinwegzusehen. Die Sozialwissenschaftler hingegen, die über das Buch zu Gericht sassen, vermochten seine Wirklichkeitsbezogenheit ebensowenig zu erfassen, wie Swetlana Allilujewa das hochgelehrte Vokabular nicht beherrschte. Gegenüber allem, was nicht in den Rahmen ihrer Schulmeinung passte, blieben die Rezensenten blind; keiner wies die Öffentlichkeit darauf hin, dass es sich hier eben um ein literarisches Werk handelt.

\*

Im Gegensatz zu Swetlana Allilujewa oder den Sozialwissenschaftlern, die ihr Buch rezensierten, steht *George F. Kennan* in der Tradition eines Gibbon und Keynes; er ist ein Gelehrter und ein Humanist. In

seiner Eigenschaft als Historiker und Politologe vereinigt er Wissenschaftlichkeit mit künstlerischem Empfinden. Zu seinem Glück vermochte er überdies die wohlwollende Aufmerksamkeit von Akademikern und andern Intellektuellen, die vor den derberen Aspekten der amerikanischen Politik zurückschrecken, auf sich zu ziehen. In ihren Augen verkörperte er die Antithese zu bestimmten amerikanischen Politikertypen, nämlich zu John Foster Dulles in den fünfziger und zu Lyndon B. Johnson in den sechziger Jahren. Er rückte im Lauf der Zeit fast zu einer symbolischen Gestalt auf, welche Feingefühl und Sorgen verkörperte, die den beiden genannten Persönlichkeiten offensichtlich abgingen. Es stand daher von Anfang an fest, dass seine jüngst veröffentlichten «Memoirs: 1925–1950» eine allgemein günstige Aufnahme finden würden<sup>1</sup>. Viel weniger sicher war es, ob die Rezensenten seines Buches auch über den engeren Bereich des Für und Wider in den politischen Auseinandersetzungen, an denen er teilhatte, schauen würden. Wie nicht anders zu erwarten war, schenkten die meisten von ihnen, alles Fachleute für Zeitgeschichte, ihre Aufmerksamkeit vorwiegend Fragen von der Art, ob Präsident Roosevelt gut daran getan habe, Stalin während des Zweiten Weltkriegs die bekannten weitreichenden Zugeständnisse zu machen. In einer Rezension für die «Schweizer Monatshefte» ist es wohl angebracht, den Rahmen der Betrachtung etwas weiter zu stecken.

Ohne deswegen gleich ein Werturteil über George F. Kennans Buch abgeben zu wollen, darf man doch behaupten, es gehöre zu einer Literaturgattung, die man recht treffend als die «prometheische Literatur» bezeichnen könnte – zur Literatur also, die über das Ringen des Einzelmenschen mit den herrschenden Mächten berichtet, über seinen Kampf gegen die Kräfte, welche die Welt in ihrer Verderbtheit verkörpern. Diese Literaturgattung reicht von den Epen *Homers* bis zu *James Elroy Fleckers* «Hassan», wo geschildert wird, wie ein kleiner Süsswarenhändler

sich gegen den Herrscher von Bagdad erhebt. Ebenso wie sich Prometheus gegen das «Establishment» der olympischen Götter auflehnte, so widersetzte sich der einsame Mensch unserer Tage, nämlich George F. Kennan, der Washingtoner Bürokratie. Was wir bei Candide, Hassan, Huckleberry Finn, Ahab und Hamlet feststellen, gilt auch für Kennan: Ihr Verhalten äussert sich in einer eigenartigen Mischung von Unbefangenheit, hoher Geistigkeit und Kultiviertheit. Wie alle Werke dieser reichen Literaturgattung hinterlassen schliesslich auch Kennans Memoiren beim Leser den Eindruck, der Held der Erzählung sei selbst im Moment der Niederlage oder des Untergangs doch eigentlich Sieger geblieben, indem er nämlich durch seine Opfertat die Ehre des Menschengeschlechtes wiederherstellte. Im Grunde genommen trug ja auch in «Moby Dick» nicht der weisse Wal den Sieg davon.

George F. Kennan zeichnete sich vor den Tausenden anderer emsig tätiger Funktionäre im Bienenstock der Bürokratie durch seine ganz eigenständige Schau der Dinge aus. Was für die Ansichten der breiten Öffentlichkeit immer gilt, trifft auch für die Meinung der grossen Menge der Funktionäre von durchschnittlichem Format zu: Sie gründet auf einer gleichsam mythischen Sicht der Welt. Angesichts eines gegebenen Sachverhalts neigt sie gerne dazu, eine in «friedliebende» und «aggressive» Nationen geteilte Welt wahrzunehmen. Oder sie glaubt, die Trennung bestehe zwischen einem Geschlecht von Vorkämpfern für die Freiheit und einer Rasse von Ungeheuern, die sich auf Geheiss der finsternen Machthaber im Kreml verschworen haben, die ganze Menschheit zu versklaven.

Jede Gesellschaft übt auf den Einzelmenschen einen geistigen Druck von solcher Stärke aus, dass ihm ein selbständiges Denken beinahe unmöglich gemacht wird. In jeder geistigen Gemeinschaft befindet die allgemein geläufige Ansicht darüber, was richtig und was falsch ist. Der einzelne zeigt um so weniger irgendwelche Neigung, die Ansicht der kompakten Mehr-

heit in Frage zu stellen, als seine Anerkennung als vollwertiges Mitglied davon abhängt, ob er sich mit ihr identifiziert oder nicht. Wollte er anderslautende Ansichten vertreten, so müsste er ja befürchten, als Tor verlacht oder als Unwissender gebrandmarkt zu werden. Dieser Druck der allgemeinen Meinung entspringt der Notwendigkeit des gesellschaftlichen Zusammenhalts und der Herausbildung eines nationalen Konsenses. Er belässt auch jedem einzelnen ein wenn auch trügerisches Gefühl der Sicherheit in einer Welt, in der die Unsicherheit unseres tatsächlichen Wissens kaum mehr erträglich wäre. Was wir alle sagen, so wenigstens glaubt der einzelne in der Regel, *muss* einfach wahr sein.

Die auswärtigen Beziehungen eines demokratischen Staatswesens werfen das vielschichtige Problem der Aufrechterhaltung einer gewissen Übereinstimmung zwischen der Wirklichkeit und den Vorstellungen der Masse der Uneingeweihten in dramatischer Weise auf. Denn die Realitäten liegen ausserhalb des Verständnissbereiches der grossen Mehrheit. Was weiss schon der amerikanische Durchschnittswähler über das russische Volk, seinen Erfahrungshintergrund, seine Traditionen? Was weiss er von der ethischen Wertordnung der Vietnamer? Wie kann er sich der Hohlheit des «Kommunismus» als eines blossen Wortes bewusst werden? Sobald wir uns mit den auswärtigen Beziehungen des eigenen Staates befassen, glauben wir alle noch immer gleichsam an Gespenster.

Ich habe gerade auf die unvermeidliche Unwissenheit des Durchschnittsbürgers hingewiesen. Hätte ich aber nicht ebenso gut irgendeinen Aussenminister als Beispiel nehmen können? Und wenn wir schon über die sogenannten Fachleute sprechen: Wieviel weiss ich in meiner Eigenschaft als Professor für Internationale Beziehungen über die Beweggründe, die dem Verhalten von Völkern anderer Rasse, Sprache und Kultur zugrunde liegen? Da stellen wir fest, dass nicht Realitäten, sondern in hohem Masse Legenden und vorgefasste Mei-



nungen das internationale Geschehen bestimmen.

Es traf sich nun, dass George Kennan mehr als seine Vorgesetzten und Kollegen über den realen Hintergrund der Probleme wusste, die Washington in den vierziger Jahren so stark in Anspruch nahmen. Dies ist nicht in erster Linie dem Umstand zuzuschreiben, dass er sich in Deutschland, in der Tschechoslowakei und in Russland aufgehalten hatte. Tausende von Funktioniären gewöhnlichen Zuschnitts hatten das auch getan. Den fundierteren Einblick verdankte er aber vielmehr einer persönlichen, unter Intellektuellen besonders seltenen Eigenschaft.

Die kontinentaleuropäische Tradition neigt dazu, gesellschaftliche Zusammenhänge nicht aufgrund unmittelbarer Beobachtung zu begreifen, sondern aufgrund der aus ideologischen Dogmen gezogenen Schlussfolgerungen. Die angelsächsische Tradition gründet dagegen auf Erfahrungen – aber die empirisch gewonnenen Unterlagen, aus denen dann die Resultate abgeleitet werden, stellen in der Regel undifferenzierte Verallgemeinerungen in Form von Statistiken und dergleichen dar. Sie sagen wenig oder nichts aus über die in jedem Fall wieder besondere Lage der einzelnen Menschen – der Männer, Frauen und Kinder.

Ich möchte dem Leser hier das Bild eines amerikanischen Professors vor Augen führen, der mit einem Forschungsstipendium nach Europa kommt und nach seiner Rückkehr ein Buch über das Thema «Europa wohin?» zu schreiben gedenkt. Bonn, Brüssel, Paris, Genf, Rom ... er folgt der üblichen, bereits etwas ausgetretenen Reiseroute. In allen genannten politischen Zentren trifft er sich mit den Beamten, zu deren Aufgabenbereich es gehört, ihn und seinesgleichen mit Informationen zu versorgen. Der vielen Reisen per Flugzeug überdrüssig, entschliesst er sich, die Strecke von Genf nach Rom mit der Bahn zurückzulegen. Er sitzt nun in seinem Abteil und studiert Tabellen, die das Verhältnis zwischen dem Verteidigungsbudget und dem Bruttosozialprodukt der einzelnen

Staaten, den fluktuierenden Bestand von Fremdarbeitern in der Schweiz oder das Ausmass der indirekten staatlichen Beihilfe für die landwirtschaftliche Produktion Frankreichs aufzeigen. Er ist zu sehr beschäftigt, um überhaupt aus dem Waggonfenster hinauszublicken; er sieht Europa gar nicht.

George F. Kennan hingegen schaute zum Fenster hinaus. Wenn immer es seine Zeit erlaubte, unternahm er lange Spaziergänge und kehrte am Abend zurück, um seine Beobachtungen über Landschaft und Leute in seinem privaten Tagebuch niederzuschreiben. Seine Berichte zeugen von Beobachtungsgabe und Empfindsamkeit und sind weit mehr als wissenschaftlich im engeren Sinn. Kennan pflegt sich mit den Menschen zu unterhalten. In mitfühlender und ernster Art und Weise spricht er mit ihnen als ein Mensch, welcher an der ihnen und ihm gemeinsamen Tragödie teilhaben; denn alles Leben ist tragisch. Zur Kriegszeit spricht ihn in Berlin eine Dirne an. Er bezahlt ihr das Honorar für die übliche Dienstleistung, lädt sie aber statt dessen zu einem Trunk in ein Gastlokal ein, um dort mit ihr ins Gespräch zu kommen. Sein Bericht über diese Unterhaltung bewegt den Leser, innerlich das Schicksal des Menschengeschlechts zu beweinen. Kennans eigener Kommentar zu diesem Erlebnis lautet: «Man wird leicht verstehen, dass es mir angesichts solcher Begebenheiten in den folgenden Jahren schwer fiel, weiterhin am fratsenhafte verzerrten Bild festzuhalten, dass sich die öffentliche Meinung Amerikas stets von ihrem jeweiligen politischen Gegner zu machen pflegt.» (Einer von Kennans Rezensenten nahm ihn wegen der von ihm zur Schau getragenen, allzu nachsichtigen Einstellung gegenüber dem deutschen Volk und der ausser acht gelassenen Kriegsschuldfrage ernsthaft ins Gebet.)

Ich erinnere mich an einen Amerikaner, dessen Name in den Memoiren nicht erwähnt wird und der in mancher Hinsicht das genaue Gegenteil Kennans darstellte. Als der frühere amerikanische Vizepräsident *Henry A. Wallace* im Jahr 1944 zu



einem offiziellen Besuch im asiatischen Teil der Sowjetunion weilte, lenkte jemand aus seiner persönlichen Begleitung seine Aufmerksamkeit auf einige halb verhungerte Bettler am Strassenrand. Er blickte sich nur flüchtig nach ihnen um, ohne sie wirklich zu sehen, wandte sich wieder ab und bemerkte: «Nun, dies hat nichts zu sagen ...», worauf er fortfuhr, statistische Daten über den Kalorienbedarf pro tausend Einwohner zum Besten zu geben. Ermöglichte es nicht gerade diese Art von Blindheit gegenüber der lebendigen Wirklichkeit den Jüngern Marx' und Lenins, im Namen ihres menschenbeglückenden Programms abscheuliche Grausamkeiten zu begehen? Gerade wie sich künstlerischer Sinn und Wissenschaftlichkeit nicht gegenseitig auszuschliessen brauchen, so lässt sich auch Kennans lebendiges Empfinden für die Landschaft und ihre Menschen durchaus mit einem ausgeprägten Verständnis für wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge, die zum grossen Teil in abstrakte Begriffe zu fassen sind, vereinbaren. Im Auftrag seiner Regierung reiste er über den Atlantik, um in Europa seine Beobachtungen zu machen und darüber Bericht zu erstatten. Er spielte damit eine ähnliche Rolle wie ein Jahrhundert zuvor jener Emissär der französischen Regierung, *Alexis de Tocqueville*, der ebenfalls über das Meer fuhr, um sich in Amerika umzusehen und seine Eindrücke festzuhalten. Wie Kennan war auch Tocqueville ein Aristokrat liberaler Prägung, der sah, wie sehr ein demokratisches Staatswesen in der Führung der Aussenpolitik behindert ist. Auch er machte kurze und unerfreuliche Erfahrungen in seiner Eigenschaft als hoher Staatsbeamter am Sitz der Regierung; er war Aussenminister des glücklosen Demagogen Louis-Napoléon Bonaparte.

Tocqueville besass einen hervorragenden Intellekt, war ein ausgezeichnete Beobachter und verfügte über das schriftstellerische Talent eines Montesquieu oder Gibbon. Aber wir erinnern uns seiner vor allem, weil er in jüngeren Jahren in Amerika seine Erfahrungen sammelte und mit

einem ganz persönlichen Blick für die Zukunft, der ihn für den Rest seines Lebens prägte, nach Europa zurückkehrte. Tocqueville sah, dass die ganze säkularisierte Zivilisationsbewegung wohl oder übel in der Richtung einer immer mehr um sich greifenden Gleichmacherei verlaufen werde. Amerika, so folgerte er, verkörperte die Zukunft, auf die sich Europa vorbereiten musste.

Niemand kann sich lange mit Kennan unterhalten, ohne wahrzunehmen, dass er, gleich Tocqueville, eine von visionärer Kraft erfüllte Persönlichkeit ist. Alles, was Kennan wahrnimmt, wird von diesem Licht erhellt. Die normative Welt seiner eigenen Einbildungskraft drängt sich seinem Geist mit überzeugender Klarheit und Gewalt auf und zwingt ihn, immer wieder warnend seine Stimme zu erheben in einer Welt, deren Menschen nur in der Gegenwart leben, seinem Ruf kein Gehör schenken und blindlings dem Verhängnis in die Arme laufen. Seine Einbildungskraft ist nicht die eines Fanatikers. Sie ist geistig ebenso differenziert wie jene Tocquevilles. Aber zusammen mit seinem würdigen und beherrschten Gebaren verleiht sie ihm die charakteristischen Eigenschaften eines Propheten des Alten Testaments.

\*

Als einer der vielen tausend bienenfleissigen Beamten alltäglichen Zuschnitts konnte ich selbst erfahren, wie beunruhigend es war, eine Persönlichkeit vom Format George F. Kennans, einem Totenkopfschwärmer vergleichbar, im bürokratischen Bienenstock zu haben. Jeder nachdenkliche Mensch im Apparat einer modernen Regierungsbürokratie wird dann und wann unweigerlich seine persönlichen Zweifel über die Zweckmässigkeit des von der vorgesetzten Behörde eingeschlagenen Kurses hegen. Aber der allen gemeinsame und anonyme Impuls reisst ihn jedesmal wieder mit – und so muss es sein. Wie selten findet sich eine Persönlichkeit, die den Mut zu einer eigenständigen Betrachtungsweise aufbringt! Weitaus die meisten, die überleben und ihrer Karriere keinen Stein in den

Weg legen wollen, sehen klar ein, wie viel klüger es ist, zusammen mit allen andern zu irren als allein recht zu haben.

Es überrascht nun durchaus nicht zu vernehmen, dass sich die Washingtoner Regierungsbürokratie nicht einer Persönlichkeit vom Schlag eines alttestamentlichen Propheten anpassen konnte. Was uns hingegen erstaunt und was nur durch ein seltenes Zusammentreffen verschiedener Ereignisse erklärt werden kann, ist die Tatsache, dass Kennan in einem entscheidenden Moment – und nur gerade während der Dauer dieses einen Momentes – bei seinen Vorgesetzten Gehör fand. Für einen Augenblick war der Kassandrafluch, dass er stets auf taube Ohren stossen würde, von ihm gewichen.

George F. Kennan war nicht der einzige Beamte des amerikanischen diplomatischen Dienstes, der auf einem Posten fern der Heimat und, tief enttäuscht über den Mangel an Verständnis seitens seiner Regierung, ganze Nächte mit der Niederschrift von Berichten verbrachte, die niemand in Washington jemals las. Ohne Zweifel halten sich auch heute in allen Gegenden der Welt junge Beamte des diplomatischen Dienstes auf, die dasselbe tun. Möglicherweise ist keiner von ihnen ein neuer Kennan, der sich zu ganz persönlichen Urteilen aufschwingt. Aber selbst wenn jemand unter ihnen ein neuer Kennan wäre, würde dies an der Lage nichts ändern. Oder was hätte etwa zu Lenins Zeiten die bolschewistische Regierung mit einer noch so geistreichen Denkschrift eines von göttlichem Hauch inspirierten Grünschnabels anzufangen gewusst, der ihr weiszumachen versuchte, sie hätte die marxistisch-leninistische Lehre missverstanden?

Kennan trat 1926 in den diplomatischen Dienst ein. 1928 trug er sich mit der Absicht auszutreten, liess sich dann aber überreden, auf seinen Entschluss zurückzukommen. Man stellte ihm in Aussicht, ihn für drei Jahre zu einem Post-graduate-Studium der russischen Kultur auf eine europäische Universität zu schicken. Der weit-sichtige Beamte *Robert F. Kelley*, welcher der Idee einer solchen Weiterbildung zu

Gevatter gestanden hatte, versicherte, dass ihr Hauptgewicht auf «grundlegenden linguistischen, literarischen und geschichtlichen Studien, nicht auf Sowjetologie» liegen sollte. Er hielt dafür, Kennan müsse sich zuerst wesentliche Kenntnisse über die kulturellen Grundlagen Russlands aneignen; alles übrige lasse sich ohne weiteres später nachholen.

Es ist sehr interessant, das von Kennan auf diese Weise erarbeitete Russland-Verständnis mit dem Russland-Bild jener zu vergleichen, die in späteren Jahren einen andersartigen Bildungsgang durchliefen, den sie als ausgebildete Sowjetologen abschlossen. Der Unterschied zwischen der Sicht Kennans und jener der Sowjetologen entspricht genau dem Unterschied im Verständnis der menschlichen Seele, wie es sich einerseits so schön in Shakespeares Werken und anderseits in irgendwelchen psychologischen Gutachten offenbart. Jahrelange Erfahrungen mit beiden Arten von Russlandspezialisten haben bei mir den Eindruck verstärkt, dass die meisten Sowjetologen durch alle politischen Wechselfälle der fünfziger Jahre hindurch viel eher geneigt waren, sich der Meinung der grossen Masse der Uneingeweihten anzupassen. Ich war in Washington Zeuge von Begegnungen zwischen Kreml-Spezialisten und Persönlichkeiten, die über die Bildung und Kultiviertheit eines Kennan verfügten. Von jenen hätte sich behaupten lassen, dass sie alle kleinen Irrtümer vermieden, da sie geradewegs auf den einen grossen Irrtum lossteuerten. Von diesen konnte man behaupten, dass sie anlässlich von Diskussionen zu ihrer eigenen Verlegenheit kaum über trockene Tatsachen, wie etwa über den Anstieg der Erdgasproduktion in Stawropol, Bescheid wussten – sie vermochten aber mit viel sichererem Blick als die eigentlichen Russlandspezialisten die von der sowjetischen Gesellschaft eingeschlagene Entwicklungsrichtung zu erfassen.

Wir brauchen beide Arten von Fachleuten, aber jene vom Format Kennans werden infolge des Niedergangs literarischer Kultiviertheit immer seltener.

\*

Von 1941 an machten die Kriegsereignisse das stalinistische Russland zu einem Verbündeten der Vereinigten Staaten; beide Staaten waren ja von bewaffneten Verbrechern gleichen Zuschnitts überfallen worden. In den folgenden Jahren sah sich Washington um der unumgänglichen Zusammenarbeit mit Moskau willen veranlasst, die Legende zu verbreiten, im Gegensatz zu Hitler sei *Stalin* ein vernünftiger Mann, dem nur an der Sicherheit und Wohlfahrt des von ihm geführten Volkes gelegen sei. Solange man ihn nicht wider den Strich streichle, würde er friedlich schnurren.

Nach Kennans Ansicht waren freilich Stalin und seine Genossen Verbrecher vom gleichen Schlag wie die Nationalsozialisten. Er sah keine Möglichkeit, mit solchen Menschen zu einem echten Einvernehmen zu kommen oder sie durch grosszügige Zugeständnisse von ihrer Bahn abzubringen und zum Bessern zu bekehren. Er kam zum Schluss, die Vereinigten Staaten, die ja einen Krieg für die gültigen Werte der abendländischen Zivilisation führten, sollten mit diesen Feinden der Zivilisation so wenig zusammenarbeiten, als es die schwierige Lage des Krieges erlaubte.

Washington verbreitete noch eine weitere, weniger leicht entschuldbare Legende, nämlich die Zuversicht, dass nach dem Krieg ein System internationaler Vereinbarungen eine Alternative zur herkömmlichen Machtpolitik, ja sogar eine Alternative zur Beibehaltung aller nationalen Streitkräfte bieten würde. Beide Legenden trafen sich an der Stelle, wo die Funktionsfähigkeit der in Washington konzipierten Organisation vom Veto Moskaus abhing. Das trügerische Bild des vertrauenswürdigen Onkel «Joe» Stalin half uns den Krieg zu gewinnen, führte aber unvermeidlicherweise dazu, dass kein echter Frieden folgte.

Bald folgte nun die Zeit, da sich die Vereinigten Staaten einer Fülle von unmittelbar drohenden Gefahren gegenübersehen, ohne über eine aussenpolitische Konzeption zu verfügen, mit der sich diese Situation hätte meistern lassen. Die einst geplante Nachkriegspolitik gelangte schnell

in Verruf, aber niemand wusste etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Unmittelbar nach dem Untergang des Hitlerreiches hatte Stalin halb Europa zu seinem Imperium geschlagen, und es sah ganz danach aus, als ob die andere Hälfte bald das gleiche Schicksal erleiden würde. Die USA bauten ihr Militärpotential mit einer Gründlichkeit und Schnelligkeit ab, die als eine eindruckliche verwaltungstechnische Glanzleistung ihresgleichen sucht. Der neugeschaffene Sicherheitsrat aber war bald gelähmt.

In diesem Augenblick nun, als die bis anhin für die Meinungsbildung der breiten Massen grundlegenden ideellen Fundamente in Trümmer fielen, traf endlich die Stimme des Propheten in Washington auf Gehör. Jetzt stimmte jedermann der These zu, die Kennan die ganze Zeit über mit Nachdruck vertreten hatte: dass nämlich das sowjetische politische System unwandelbar feindlich sei und in Schranken gehalten werden müsse. Er wurde nach Hause zurückgerufen, um mit Rat und Tat bei der Ausarbeitung eines neuen politischen Konzepts mitzuwirken.

Kennans Rückkehr nach Washington bereitete aber nur die Entscheidung der zum prometheischen Schauspiel offenbar gehörenden Tragödie vor. Es liess sich nämlich nicht vermeiden, dass seine breit und tief angelegte Schau der Dinge auf das Fassungsvermögen der Durchschnittsbürokraten und der breiten amerikanischen Öffentlichkeit reduziert werden musste. Kennans Schau, dies sei hier festgehalten, war nicht eine ideologische Betrachtungsweise im engsten Sinn, wie sie nur dem Geist jener entspricht, die in einer Welt von Abstraktionen leben. Kennan kümmerte sich eigentlich nie besonders um Ideologien. Als einer der wenigen weiss er, wie bedeutungslos das blosses Wort «Kommunismus» ist. Wenn beispielsweise ein Polizist auf einen Zivilisten einschlägt, so machte es keinen grossen Unterschied, ob der Polizist ein Faschist und der Zivilist ein Kommunist ist, oder ob es sich umgekehrt verhält. Entscheidend ist, was sich zwischen Men-

schen tatsächlich abspielt und nicht die Ideologie, in deren Namen es geschieht. «In Kriegs- wie in Friedenszeiten», schreibt Kennan, «interessierte ich mich jeweils weniger um das, *wofür* die Menschen zu kämpfen glaubten; wichtiger schien mir die Art und Weise, *wie* sie dafür kämpften.»

In Washington musste nun Kennans vielschichtige Schau der Dinge notwendigerweise in eine neue Sprache rein begrifflicher Abstraktion umgegossen werden, die dem allgemeinen Auffassungsvermögen besser entsprach. Der «Kommunismus» nahm im Verlauf dieses Prozesses die Gestalt eines monströsen Ungeheuers an, das, zwar nirgends sichtbar, sich überall heimlich um uns erhebt, um die Welt zu verschlingen. Stalins Schergen, so hiess es, schleichen sich in unsere Zita-dellen ein, beziehen ihre Stellungen und erwarten den Tag, da das Signal zur Vernichtung der Menschheit gegeben wird. Kein Wunder, dass die von Kennan empfohlene Politik des In-Schach-Haltens umgestaltet wurde zu einem grob verallgemeinerten Kreuzzug gegen den «Kommunismus», zu einer Konzeption, welche die Vereinigten Staaten schliesslich in einen Krieg gegen die Vietnamer in deren eigenem Land führte.

Die Verfälschung der Schau Kennans brachte die nach seinem Ermessen verhängnisvolle Militarisierung des Kalten Krieges mit sich. In den Jahren 1946 und 1947 machten sich in den vom Krieg heimgesuchten Ländern Westeuropas moskauhörige politische Gruppen an die Arbeit; ihre Wirksamkeit hätte zu einem Verschwinden Westeuropas hinter dem Eisernen Vorhang führen können. Darin und nicht in der Möglichkeit, dass die Rote Armee bis zum Ärmelkanal marschieren würde, lag die unmittelbare Gefahr. Folglich hielt man dafür, der sowjetische Expansionsdrang müsse vor allem durch den wirtschaftlichen und sozialen Wiederaufbau Westeuropas eingedämmt werden. Im Verlauf der fünfziger Jahre übernahmen aber die Militärkreise – befangen in den ihrer Ausbildung entsprechenden

Denkschemata – die massgebende Rolle bei der Planung der amerikanischen Aussenpolitik. Sie haben sie seither nicht mehr abgegeben.

1950 kam die Zeit, da Washington endgültig den Sinn für die wirklichen Zusammenhänge verlor. Damals behauptete nämlich Präsident *Truman*, der überraschende Angriff Nordkoreas zeige, «dass sich der Kommunismus nicht mehr nur subversiver Mittel bedient, um die unabhängigen Nationen zu unterwerfen, sondern von jetzt an den Weg des bewaffneten Überfalls und des Krieges beschreitet». Zu dieser Zeit war aber Kennan bereits eine überzählige Person in einer Beamtenschaft, der er innerlich fremd gegenüberstand. Er war der Mann, der den vielbeschäftigten Beamten, die sich mit den für ihn offenbar unverständlichen Problemen herumschlügen, nur noch im Wege stand. Sein Rückzug aus der Regierungstätigkeit war bereits eine feststehende Tatsache.

\*

Im Rückblick auf seine politische Laufbahn räumt Kennan ohne weiteres ein, dass ihm nichts ferner liege, als auf allem, was er einst gesagt und getan habe, heute noch zu bestehen. Nach meinem Ermessen weist er bei aller Reinheit des Willens und bei aller politischen Weitsicht doch auch eine Schwäche auf. Sie liegt in der Unfähigkeit einzusehen, dass vom Regierungsapparat eines demokratischen Staatswesens, dessen Führer oft durch die innenpolitischen Zwangslagen in ihrer aussenpolitischen Bewegungsfreiheit behindert sind, nicht erwartet werden kann, dass sie die auswärtigen Beziehungen mit dem Scharfblick und der Eleganz eines Philosophenfürsten führen.

Gerade unter diesem Blickwinkel ist der Gegensatz zwischen Kennan und einer anderen, auf ihre Weise ebenso hervorragenden Persönlichkeit aufschlussreich: Die Zuneigung, die *Dean Acheson* und Kennan bis heute füreinander hegen, unterliegt keinem Zweifel. Aber Acheson ist ein Mann von ganz anderem Schlag.



Sobald er glaubt, seine Ehre stehe auf dem Spiel, ist er zwar imstande, überempfindlich und unrealistisch zu reagieren. Die weite Welt hingegen sieht er ausschliesslich als ein Feld praktischer Betätigung. Wenn er seinen Blick über die politische Landschaft schweifen lässt, so sieht er sie mit den Augen eines Generals, der den Schauplatz des bevorstehenden Feldzuges und der zu erwartenden Entscheidungsschlachten beurteilt. Er kämpft mit vollem Einsatz für seine Sache – genau wie ein guter Anwalt, der, wenn er erst einmal einen Fall übernommen hat, keinen Aufwand scheut, um ihn zu einem erfolgreichen Ende zu führen. Acheson hat sich nun einmal dem Kampf gegen den Kommunismus verschrieben, und er hält diese Aufgabe für wichtig genug, um sie auch in Vietnam zu erfüllen.

Wie jeder nüchtern denkende General hat auch Acheson gelernt, sich mit den beschränkten Mitteln, die ihm mitunter zur Verfügung stehen, zu begnügen. Wenn die ihm unterstellten Offiziere nur über durchschnittliche Intelligenz verfügen und wenn seine Truppen mangelhaft ausgebildet sind, dann passt er eben seine Strategie und Taktik diesen Umständen an. Als Aussenminister der USA musste er nebst anderen Gegebenheiten auch den Einfluss weniger aufgeschlossener Kreise im Kongress in Rechnung stellen. Mit solchen Notwendigkeiten kann sich Kennan noch heute nicht abfinden. Acheson hatte in der amerikanischen Regierung eine massgebende Rolle übernommen, und er musste

das zu erreichen suchen, was im Bereich der Möglichkeiten der Regierung lag. Die Vereinigten Staaten waren sein Klient, und er war ihr Anwalt. Nachdem er den «Fall» einmal übernommen hatte, akzeptierte er die seinem Klienten geläufige Ansicht, nämlich die öffentliche Meinung, als gegebene Tatsache und identifizierte sich praktisch mit ihr. Als Kennan die Rolle der Cassandra angenommen hatte, kam Acheson zum Schluss, er sei nicht mehr länger brauchbar. Und wer kann behaupten, er habe nicht recht gehabt?

Der Kalte Krieg entwickelte eine eigene Dynamik, welcher sich jene, die ihn durchfochten, nicht entziehen konnten. Aber Kennan war viel zu sehr Prophet, als dass es ihm möglich gewesen wäre, dies einfach hinzunehmen. In seiner Lebensgeschichte ist denn auch die ewige Tragödie vom politisch handelnden Menschen miteinbezogen. Äschylus hätte es verstanden.

*Louis J. Halle*

<sup>1</sup> Princeton University Press, Princeton (New Jersey). – Deutsche Übersetzung unter dem Titel «Memoiren eines Diplomaten» mit einem Vorwort von Klaus Mehnert im Henry Goverts Verlag, Stuttgart. – In seinem Memoirenband hat *George F. Kennan* nur sehr wenig aus seinen vielen in Laufe der Zeit verfassten diplomatischen Aktenstücken zitieren können. Da ihm aber bei nochmaliger Durchsicht besonders seine Telegramme, Briefe und Memoranden aus seiner Prager Zeit als wertvolle Quellen erschienen, hat er eine Auswahl jetzt unter dem Titel «From Prague after Munich, Diplomatic Papers 1938–1940» (Princeton University Press, Princeton, N.J.) veröffentlicht. Wer in diesem Band blättert, wird Kennan unbedingt beipflichten: Dessen Quellenwert ist wirklich sehr hoch (*Red.*).

## ANDAUERNDER NAHOST-KONFLIKT

Die Hoffnung, dass nach dem Juni-Krieg 1967 eine Verständigung zwischen Israel und den arabischen Staaten zustandekommen könne, ist längst zerronnen. Die sich ständig wiederholenden Störaktionen und Schiessereien hüben und drüben der israelisch-arabischen Grenzen und nicht zuletzt das Attentat auf ein israelisches Flugzeug

in Kloten beweisen, dass der Konflikt in unverminderter Schärfe andauert.

*Günther Wagenlehner* fasst in einer ausgezeichneten Arbeit, die unter dem Titel «Eskalation im Nahen Osten» im Seewald-Verlag, Stuttgart, erschienen ist, die Entwicklung zum Sechstagekrieg und die seitherigen Auswirkungen anhand von Fakten



und eindeutig abgeklärten Ereignissen übersichtlich zusammen. Er belegt mit nüchternen Datenangaben und in sachlicher Kommentierung die Tatsache, dass die Eskalation im Mai 1967 durch die maximale Unterstützung der Araber seitens der Sowjetunion und durch den unverständlichen Entscheid des UNO-Generalsekretärs U Thant auf Rückzug der UN-Truppen aus den Grenzabschnitten ausgelöst wurde. Durch das Versagen der UNO und die militärische Aufrüstung und Bereitstellung der arabischen Streitkräfte waren, wie der Autor zutreffend festhält, «Ende Mai 1967 die wichtigsten Garantien für die Sicherheit Israels entfallen. Israel musste reagieren, wenn es nicht die Vernichtung in Kauf nehmen wollte.» Mit dieser Feststellung wird der überzeugende Hinweis verbunden, dass «Garantien der Weltmächte für die Unantastbarkeit kleinerer Länder nicht eingehalten werden, wenn die Gefahr eines unmittelbaren Zusammenstosses zwischen den Weltmächten grösser erscheint als das unmittelbare Interesse an den betreffenden Ländern». Jedes kleine Land hat berechtigten Anlass, sich diese historische Erfahrung zu merken.

Bei der Darstellung der bewaffneten Auseinandersetzung im Juni 1967 nennt der Autor als Gründe der israelischen Überlegenheit gegenüber der arabischen Übermacht die Qualität der Armee, die hervorragende Arbeit des Nachrichtendienstes, der das frühzeitige Erkennen der arabischen Kampfführung ermöglichte, sowie erfolgreiche Täuschungsmassnahmen. Die Kraft der israelischen Kampfmoral sei auf das Bewusstsein zurückzuführen, dass der Sieg die einzige Möglichkeit des Überlebens darstellte. Die nachdrücklichen Hinweise auf die Bedeutung der Informationspolitik und insbesondere des Rundfunks sind durch die Ereignisse in der Tschechoslowakei im August 1968 höchst überzeugend bestätigt worden. Die Ausführungen über die Kriegsauswirkungen vermitteln eine sachliche Übersicht über die Verbesserung der strategischen Situation Israels, aber auch über die schwere Belastung, die das Besetzthalten grosser arabi-

scher Gebiete Israel auferlegt. Die Angaben über die Verluste bestätigen, dass das von den arabischen Streitkräften im Sechstagekrieg eingebüsste Kriegsmaterial einen Wert von 8 bis 10 Milliarden Franken ausmacht. Die Sowjetunion hat ihren anfänglichen riesigen Prestigeverlust im arabischen Lager nur durch eine sofort einsetzende enorme Rüstungshilfe aufzufangen vermocht. Ende November 1967 war die verlorene militärische Ausrüstung Ägyptens bereits wieder vollständig ersetzt. Die westlichen Mächte haben anderseits Israel rüstungsmässig seit dem Juni-Krieg fast völlig im Stiche gelassen.

Der Israelisch-Arabische Krieg von 1967 hat die sowjetische Militärstrategie nachhaltig beeinflusst. Nachdem vorher dem konventionellen Krieg neben der Kernwaffen-Strategie kaum Beachtung geschenkt wurde, wird seither der klassischen Kriegführung wiederum eigenständige Bedeutung eingeräumt.

Der Autor befasst sich auch mit der schwerwiegenden Frage, ob es im Nahen Osten zu einer De-Eskalation oder zu einem neuen Krieg kommen werde. Er wägt illusionslos verschiedene Alternativen. Man wird ihm vorbehaltlos zustimmen, wenn er sagt, dass der Nahost-Konflikt wohl lösbar wäre, wenn sich die Sowjetunion fernhielte, und dass die UNO durch ihr Verhalten im Sommer 1967 eine schwächere Position besitze als vorher. An zahlreichen Beispielen wird belegt, dass der Nahost-Konflikt durch die aktive Einmischung der Sowjets zu einem ernststen Problem der Weltpolitik geworden ist. Die sowjetische Nahost-Politik gehört zur strategischen Zielsetzung der Sowjetunion in Europa und im Mittelmeerraum. Die Sowjets haben sich im Mittelmeer mit ihrer Flotte dauernd verankert und erstreben von der See her die Beherrschung der Räume des Nahen und des Mittleren Ostens bis zum Indischen Ozean. Eine Abwägung der Möglichkeiten einer Krisenbewältigung im Nahen Osten ergibt deshalb kein günstiges Bild. Der Autor zieht aus seiner sorgfältigen Beurteilung der Lage die Folgerung, «dass die Zu-

spitzung – und damit ein neuer Krieg – die grössere Wahrscheinlichkeit hat als die Entspannung». Das Fazit der Schlussbetrachtung verdient ebenfalls nüchterne Zustimmung: «Wenn der Westen heute die politische Konfrontation mit der sowjetischen Zielsetzung nicht scheut, wird der Krieg von morgen verhindert. Ist aber auf diese Weise die langfristige sowjetische

Kalkulation vereitelt, so würde die Sowjetunion sehr bald erkennen, dass es in ihrem Interesse liegt, unverzüglich an der Entspannung im Nahen Osten konstruktiv mitzuarbeiten.» Die entscheidende Frage bleibt nur: Kann man dem zerstrittenen Westen diese Kraft gegenwärtig zutrauen?

Ernst Uhlmann

## HINWEISE

### *Neuerscheinungen zu Fragen der internationalen Politik*

Etwas verspätet zwar, aber nicht weniger nützlich, sind zu Anlass der fünfzigjährigen Wiederkehr der russischen Oktoberrevolution drei angelsächsische Publikationen herausgekommen: Der amerikanische Sowjetologe *Herbert S. Dinerstein* hat in der vom Washington Center of Foreign Policy Research herausgegebenen Broschürenreihe «Studies in International Affairs» (Nr. 7) einen hervorragenden Essay veröffentlicht, der das Wesen der sowjetischen Aussenpolitik herauszuschälen versucht: «Fifty Years of Soviet Foreign Policy» (The Johns Hopkins Press, Baltimore, Maryland). Dinerstein untersucht vor allem den Wandel in der sowjetischen Auffassung von der «friedlichen Koexistenz» und befasst sich sodann ausführlich mit den Problemen des strategischen Wettrüstens, insbesondere im Hinblick auf Antiraketenwaffen. *G. F. Hudson*, Professor in Oxford und den Lesern der «Schweizer Monatshefte» bereits vorgestellt als Verfasser eines interessanten Buches über den Kalten Krieg, legt in seinem Band «Fifty Years of Communism – Theory and Practice, 1917–1967» (The New Thinker's Library, C. A. Watts & Co. Ltd.) eine kurze Übersicht über das Geschehen der letzten fünfzig Jahre vor. Das zuverlässig geschriebene Buch eignet sich vor allem auch für nichtspezialisierte Leser. Einen äusserst wertvollen Beitrag zur Sowjetologie bildet schliesslich der von

*Kurt London* herausgegebene Sammelband «The Soviet Union – A Half-Century of Communism» (The Johns Hopkins Press, Baltimore, Maryland). Die 15 darin vereinigten Beiträge befassen sich zu etwa gleichen Teilen mit der innen- und mit der aussenpolitischen Entwicklung. Dabei kommen die besten Spezialisten zum Wort, wie etwa F. C. Barghoorn, B. Meissner, Th. Wolfe, Klaus Mehnert u.a.m.

\*

Ein für das Studium der kommunistischen Welt inskünftig unentbehrliches Handbuch hat die «Hoover Institution on War, Revolution and Peace» an der Universität Stanford veröffentlicht: *Constitutions of the Communist Party-States*, herausgegeben von Professor Jan F. Triska. Dieser gewichtige Band enthält in autorisierter englischer Übersetzung kommentierte Verfassungstexte aller kommunistischer Länder. Die Texte sind jeweils auf ihren neuesten Stand gebracht und enthalten auch allfällige Verfassungszusätze. Von Kuba, das noch keine neue Verfassung besitzt, sind offizielle Erlasse mit verfassungsrechtlichem Charakter abgedruckt.

\*

In der Reihe der vom Londoner Royal Institute of International Affairs herausgegebenen «Oxford Paperbacks on International Affairs» (Oxford University Press)

hat *Karl Kaiser*, Professor für Politische Wissenschaft an der Johns Hopkins-Universität, einen kurzen Überblick über das Deutschlandproblem veröffentlicht: «German Foreign Policy in Transition.» Der Verfasser informiert darin in sehr zuverlässiger Weise über die verschiedenen Seiten dieses Problems und kommt zum Schluss, dass es keine andere Alternative gebe als die Anerkennung zweier Staaten.

\*

Was geschähe, wenn Frankreich heute den NATO-Vertrag nicht mehr erneuern würde? Diese Frage beantwortet *Carl H. Amme* in seiner von der Hoover Institution on War, Revolution and Peace (Stanford University, Stanford, California) in Auftrag gegebenen Studie «NATO without France – A Strategic Appraisal». Das Buch analysiert die damit verbundene Umstellung der strategischen Grundkonzeptionen, die allfällige Gestalt eines militärischen Konfliktes zwischen Ost und West in Europa sowie das Problem des Einsatzes von Nuklearwaffen.

\*

*Robert E. Osgood*, jetzt einer der aussenpolitischen Berater Präsident Nixons, hat zusammen mit *George K. Packard* und *John H. Badgley* ein Essay über eines der wichtigsten aussenpolitischen Probleme der USA verfasst: «Japan and the United States in Asia» (Studies in International Affairs Nr. 8, The Washington Center of Foreign Policy Research, Johns Hopkins Press, Baltimore). Das Bändchen lässt einem bewusst werden, dass es sich bei dem ganzen fatalen Engagement der Vereinigten Staaten in Südostasien letztlich um Begleitumstände des seit 1945 entwickelten besonderen Verhältnisses der USA zu Japan handelt.

\*

Es erstaunt immer wieder, wie grosszügig sich die dem Ideal der «offenen Gesellschaft» verpflichtete Grossmacht Amerika in die Karten blicken lässt. Das geschieht beispielsweise wieder durch das von zwei

Professoren der «U.S. Air Force Academy», Mark E. Smith und Claude J. Johns, herausgegebene monumentale Werk: *American Defense Policy* (Second ed., The Johns Hopkins Press, Baltimore). Rund 70 Beiträge – jeder aus der Feder des besten dafür zuständigen Fachmanns – orientieren über sämtliche Aspekte der amerikanischen Verteidigungspolitik und Strategie. Unter den Autoren finden sich Namen wie Bernard Brodie (über Nuklearstrategie), Herman Kahn (über «Escalation»), Henry A. Kissinger (über Allianzpolitik), Sir Robert Thompson (über Anti-Guerillakrieg), Hans J. Morgenthau (über Intervention) und viele andere.

\*

Seit etwa zehn Jahren pflegt die wissenschaftliche Erforschung der internationalen Beziehungen sich mehr und mehr auch die Denkweisen und Methoden der empirischen Verhaltensforschung zunutze zu machen. Noch ist man freilich von einer umfassenden Theoriebildung weit entfernt. Was bisher vorliegt, das sind Ansätze und Vorschläge für mögliche Forschungsrichtungen. *Louis Kriesberg* hat nun die 30 wichtigsten, da und dort erschienenen Arbeiten zusammengestellt und unter dem Titel «Social Processes in International Relations» als «Reader» herausgegeben (John Wiley & Sons, Inc., New York). Das ist ein äusserst verdienstvolles Unternehmen, erlaubt es doch, die Leistungen auf diesem Gebiet zu überblicken und zu würdigen. Darüber hinaus legt dieses Buch auch eindrücklich Zeugnis ab von der Einheit der Sozialwissenschaften.

\*

Zum erstenmal erscheint unter dem Titel «Friedensforschung» im deutschen Sprachbereich eine Anthologie aus dem Bereich jener neuen Wissenschaft, die leider noch nicht überall akademische Respektabilität erlangt hat. Dem Herausgeber Ekkehart Krippendorff ist es gelungen, die wichtigsten Vertreter dieser Disziplin mit je einem gut gewählten Beitrag vorzustellen; so findet man hier etwa Namen wie Wright,

Boulding, Rapaport, Mead, Osgood, Etzioni, Brody, North und andere. Dass Krippendorff, seinen eigenen politischen Neigungen folgend, neben hervorragenden Spezialisten auch noch einige ideologisch aufgedonnerte Beiträge in den Band aufgenommen hat, vermag aber den Wert seiner Arbeit kaum zu mindern. Diese hat, solange es in deutscher Sprache nichts Besseres gibt, einen hervorragenden dokumentarischen Wert; bereits die umfangreiche, dokumentierte Biographie stellt ein sehr nützliches Arbeitsinstrument dar (Neue Wissenschaftliche Bibliothek Band 29, Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin).

\*

Wer immer sich inskünftig mit den Problemen der UNO befasst, wird nicht umhinkönnen, die soeben bei Walter de Gruyter & Co. veröffentlichte Bibliographie als weiterführendes Schlüsselwerk zu benutzen: *Klaus Hüfner* und *Jens Naumann*: «Zwanzig Jahre Vereinte Nationen, Internationale Bibliographie 1945–1965.» Dieses wissenschaftliche Arbeitsinstrument ist in 61 Kapitel unterteilt, die sich eng an die Gliederung der UNO-Charta anlehnen. Es werden darin in übersichtlicher Form rund 5500 Titel von Büchern und Zeitschriftenartikeln verzeichnet. Das ist natürlich bei weitem nicht alles, was je über die UNO geschrieben worden ist – aber gerade deshalb ist dieses Buch so wertvoll, denn die Verfasser haben sich der grossen Mühe unterzogen, die Spreu vom Weizen zu sondern.

\*

Major Hans Hausamann, der Initiant und Leiter des geheimen Nachrichtendienstes «Büro Ha», hat zum erstenmal sein Privatarchiv geöffnet und Akten aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs zur Veröffentlichung freigegeben. *Alphons Matt* hat sie ausgewertet und unter dem Titel «Zwischen allen Fronten» (Verlag Huber & Co., Frauenfeld) einen sachlichen Bericht über die Tätigkeit des «Büro Ha» verfasst. Man wird diesen wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte, in dem der Verfasser über weite

Strecken hin die Dokumente sprechen lässt, in Zukunft nicht mehr übersehen dürfen, wenn man sich mit jener Epoche befasst. Um so wichtiger ist es nun, dass die verschiedenen, in letzter Zeit erschienenen Quellen-Veröffentlichungen endlich einmal ihre umfassende, wissenschaftliche Interpretation erhalten.

\*

«Wir dürfen unser Denken und Urteilen nicht nur am europäischen Nationalstaat orientieren, der keine zwei- oder dreihundert Jahre gedauert hat.» Nebst dieser historischen Relativität mahnt aber vor allem der faktische Zustand der Interdependenz auf allen Lebensgebieten bei der Bewertung des Nationalstaats und seiner Bedeutung zur Vorsicht. Dies stellt *Hans Huber* in seiner Schrift «Weltweite Interdependenz» fest, die als Nr. 3 der von Richard Reich herausgegebenen Reihe «Staat und Politik» (Verlag Paul Haupt, Bern) erschienen ist. Huber folgert, dass der Kleinstaat durch seinen Beitritt zu einer supranationalen Organisation oft besser fahren würde als in einer theoretischen, idealen Unabhängigkeit, die eben doch stets nur eine Fiktion sein kann. Dann wäre der vorgegebene tatsächliche Zustand einfach ins Rechtliche übertragen und damit auch gesichert.

\*

Der Balkan ist wieder in Bewegung; die sechziger Jahre sind dort gekennzeichnet durch das, was man als «nationale Wiedergeburt» bezeichnen könnte. *Viktor E. Meier* geht in seiner Studie «Neuer Nationalismus in Südosteuropa» (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, C. W. Leske-Verlag, Opladen) diesem Prozess nach. Seine Untersuchung befasst sich in sehr differenzierter Weise mit Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien, Griechenland, Albanien und der Türkei; ferner werden die Versuche zu einer Zusammenarbeit auf dem Balkan sowie die Stellung des Balkans im Gesamtgefüge der Europa- und Weltpolitik skizziert.



Der Methodenstreit flackert von Zeit zu Zeit auch in der Literaturwissenschaft auf. Hier ist von einem Vorstoss zu berichten, der sozusagen von aussen kommt. *Wilhelm Fucks*, Professor für Physik und Direktor des Physikalischen Instituts für Plasma-physik der Kernforschungsanlage in Jülich, bekannt als Verfasser des vielbesprochenen Buches «Formeln zur Macht», unternimmt es in einem neuen, mit Tabellen und Graphiken versehenen Werk, die Wissenschaft von der Literatur auf tragfähige Grundlagen zu stellen<sup>1</sup>. Die grossen Erfolge der exakten Wissenschaften, so sagt er einleitend, haben dazu geführt und verführen immer mehr dazu, es mit ihren Methoden auch auf anderen Gebieten zu versuchen. Er spricht tatsächlich von Verführung; aber was er vorzulegen hat, macht nicht den Anschein, als seien ihm Zweifel an der Stichhaltigkeit seiner Ergebnisse gekommen. Die Fakten, die er messend und zählend ermittelt hat, sollen hier auch gar nicht etwa als das in Frage gestellt werden, was sie tatsächlich sind. Fragwürdig wäre nur, und das allerdings im höchsten Grade, wenn daraus der Schluss gezogen würde, Literatur sei wissenschaftlich zu erforschen, indem man mathematische Techniken anwendet und Diagramme zeichnet.

Fucks ist davon überzeugt, dass es sich lohnt, «überall nach Ordnungsbeziehungen zu suchen, die sich begrifflich beschreiben und quantitativ präzisieren lassen, und dies nicht nur in der Natur, wo es schon in überwältigendem Masse geschieht, sondern auch in den kulturellen Schöpfungen des Menschen». Wir wollen diesen Satz an einem Beispiel illustrieren. Fucks wäre selbstverständlich imstande, einen Sonnenuntergang, also ein Naturgeschehen, zu beschreiben, indem er die atmosphärischen Bedingungen, die Farben, die Lichtintensität und die Zeitdauer des Ereignisses physikalisch und mathematisch genau erfasst. Was sich im Sinne der exakten Wissen-

schaften über diesen Vorgang sagen lässt, wäre auf diese Weise ausgedrückt. Der merkwürdige Umstand, dass nicht zwei Menschen genau das gleiche Naturschauspiel erleben, bliebe in dieser Darstellung freilich unberücksichtigt und dürfte es auch ruhig bleiben.

Aber im Blick auf Kunstwerke und besonders auf das sprachliche Kunstwerk, das immer nur dann überhaupt Gestalt annimmt, wenn es durch einen Leser ästhetisch konkretisiert wird, genügt die Beschreibung der physikalischen und statistischen Daten selbstverständlich nicht.

Fucks geht vom Mess- und Zählbaren aus. Bei einem Bild misst er also die Farben und die Flächen, bei einem Roman die Seitenzahl, die Zahl der Wörter, ihre Länge, die Länge der Sätze und das Verhältnis von langen zu kurzen Sätzen innerhalb eines in sich geschlossenen Zusammenhangs. Seine Methoden geben hieb- und stichfeste Resultate. Sie zeigen, dass zum Beispiel auch sprachliche Kunstwerke zu definieren sind als «geordnete Mengen von Elementen». Dasselbe kann man natürlich von den Mosaiken in Ravenna sagen, die Fucks ebenfalls mit den Methoden des Physikers beschreibt. Ein Ausschnitt aus der Darstellung des Petrus im Baptisterium besteht demnach aus zwanzig Farbwerten. Der am stärksten vertretene Blauton umfasst 19% aller Elemente oder genau 950 Mosaiksteine. Der Vergleich mit gleich grossen Ausschnitten anderer Darstellungen erlaubt es dem Forscher, die nähere oder fernere Verwandtschaft der Bilder in Prozentzahlen auszudrücken. Und in der genau gleichen Weise nun verfährt Fucks mit literarischen Werken. Er trägt, was er zählend und messend findet, in ein Koordinatensystem ein: zum Beispiel die Wortlänge (mittlere Anzahl der Silben je Wort) und die Satzlänge (mittlere Anzahl der Wörter je Satz). Jeder untersuchte Autor wird säuberlich als Punkt ins Koordinatensystem eingetragen, und alsbald ergibt



sich, dass Rilke nahe bei Ganghofer und Hartmann von Aue liegt und dass ferner Goethe, Kleist, Stifter und Storm eine engere Nachbarschaft bilden. An der exakt ermittelten Gruppierung der Dichter und Schriftsteller ist durchaus nicht zu rütteln: wir blicken staunend auf ein literarisches Soziogramm. Bei näherem Studium entdeckt man, dass die Prosadichter und die wissenschaftlichen Autoren wie Mommsen, Einstein, Heisenberg, Jakob Burckhardt, Freud und Rahner in deutlich voneinander getrennten Feldern des Diagramms angesiedelt sind. Die Dichter haben durchschnittlich kürzere Sätze und kürzere Wörter. Aber es gibt auch Ausnahmen: Thomas Mann und Robert Musil haben nach den Messungen von Fucks Stileigenschaften, die sie in die Randgebiete des Feldes wissenschaftlicher Autoren verweisen, während etwa Pestalozzi, Heidegger und Jaspers knapp über die Grenze ins Feld der Dichter eindringen.

Dergleichen Resultate sind zweifellos recht interessant. Sie vermitteln wohl nicht durchaus neue Erkenntnisse, aber sie geben dem, was man aus stilkritischen Befunden zu schliessen bereit war, gewissermassen die Unumstösslichkeit des Mess- und Zählbaren. Es verwundert nicht, dass sich Fucks besonders das Gebiet der «literarischen Kriminalistik» aussucht, um die Fruchtbarkeit seiner Methoden zu beweisen. In Fällen, in denen die Autorschaft an einem Text umstritten ist, kann das Auszählen charakteristischer Merkmale und der Vergleich mit den nach gleichen Gesichtspunkten erstellten Diagrammen «verdächtiger» Verfasser wichtige Anhaltspunkte geben. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, dass ein Autor seinen Stil ändern kann und dass es infolgedessen einer grösseren Anzahl quantitativer Stilcharakteristiken bedarf, um zu brauchbaren Resultaten zu kommen. Auch darüber, nämlich über die Variationsbreite des einen oder des andern Schriftstellers, enthält das Buch instruktive Beispiele.

Wilhelm Fucks kommt das Verdienst zu, mit Methoden der exakten Wissenschaften literarische Teilaspekte probe-

weise erforscht zu haben. Er zeigt auf, was statistisch und mathematisch darstellbar ist. Die Grenzen seiner Methoden liegen jedoch genau dort, wo das sprachliche Kunstwerk – und das Kunstwerk überhaupt – über das Mess- und Zählbare hinausreicht, und das ist der wesentliche Teil, der Bereich jedenfalls, mit dem es die Literaturwissenschaft und die Kritik nach wie vor zu tun haben. Zwar ist ohne weiteres zuzugeben, dass Ordnungen von der aufgezeigten Art in jedem Text, in jeder kulturellen Schöpfung des Menschen nachzuweisen sind. Aber die «exakte deskriptive Ästhetik», die Fucks postuliert, wird niemals mehr sein können als eine Hilfswissenschaft. Fucks sagt nicht – und das widerspricht im Grunde seiner «Wissenschaftlichkeit» –, ob er sich auch der Grenzen seines «linguistic engineering» ganz genau bewusst ist.

Was damit gemeint ist, kann mit dem Hinweis auf eine grundlegende erkenntnistheoretische Arbeit wenigstens angedeutet werden. Ich meine das Buch «*Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks*» von Roman Ingarden<sup>2</sup>. Der polnische Philosoph gibt hier, nachdem er 1931 eine Phänomenologie vorgelegt hat (Roman Ingarden, «Das literarische Kunstwerk»), seine Lehre über die verschiedenen Einstellungen beim Erkennen des literarischen Kunstwerks, über das ästhetische Erlebnis und über den Unterschied zwischen dem ästhetischen Erkennen und dem betrachtenden Erkennen. Das Werk ist in seiner Umsicht und Gründlichkeit wohl geeignet, die Formeln von Wilhelm Fucks unmissverständlich dorthin zu verweisen, wohin sie gehören: ins Vorfeld. Ingarden fragt nach den einzelnen Erkenntnisoperationen, die von einem Leser vollzogen werden müssen, wenn das Kunstwerk in seinem mehrschichtigen Aufbau erfasst werden soll. Fucks berücksichtigt sie nicht. Ingarden schreitet von der blossen Lektüre, deren Vorgänge er genau untersucht, über das «vorästhetische analytische Erkennen» fort zu einer «Analyse des ästhetischen Erlebnisses» und gewinnt allmählich die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Literaturwissen-

schaft überhaupt. Seine Untersuchung schliesst mit Ausblicken auf Probleme der kritischen Betrachtung. Beim Studium dieser Erkenntnistheorie des literarischen Kunstwerks wird einem bewusst, worin der fundamentale Mangel der Methode von Wilhelm Fucks besteht: sie verfehlt, was Ingarden «die Anpassung des Erkennens an die Grundstruktur des Erkenntnisgegenstandes» nennt.

Jedes sprachliche Kunstwerk weist mehrere Schichten auf. Mit dem Zählen und Messen erfassen wir nur eine einzige davon, zudem eine verhältnismässig unwichtige. Aber schon eine derartige Rangordnung widerspricht der Natur des Gegenstandes; denn die Schichten des Kunstwerks sind erst in ihrer Verbindung mit dem Ganzen zu erkennen, nicht abgetrennt und gesondert. Ein literarisches Kunstwerk erkennen heisst den wesensmässigen inneren Zusammenhang aller seiner Schichten und damit auch die Einheit des ganzen Werkes erfassen. Wir können zwar das geschriebene und gedruckte Sprachwerk exakt beschreiben; das Erkennen des literarischen Kunstwerks müssen wir jedoch als einen Vorgang begreifen, als Bewegung und Aktion. Der Schlüsselbegriff, den Ingarden einführt, um diesen Vorgang in seiner komplizierten Struktur zu bezeichnen, ist das «ästhetische Erlebnis». Es ist nicht ein blosses Erlebnis momentaner Lust oder Unlust, sondern «eine eigentümliche Wandlung von der natürlichen Einstellung des praktischen Lebens oder von einer Forschungseinstellung in die ästhetische Einstellung».

Ingarden hat «Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks» zuerst in polnischer Sprache geschrieben. Die deutsche Ausgabe ist nicht einfach eine Übersetzung, sondern eine erweiterte Fassung, in welcher der Philosoph Fragen, die in der polnischen Ausgabe nur als Fragen enthalten waren, zu beantworten sucht. Insbesondere legt er in der deutschen Version seines Werks den Entwurf zu einer wissenschaftlich begründeten Theorie der literarischen Wertung vor. Darin stossen wir auf eine Stelle, die sich geradezu auf die Ver-

suche von Wilhelm Fucks zu beziehen scheint; es ist von der Wissenschaftlichkeit der Literaturforschung die Rede, und dabei kommt Ingarden zu der folgenden Feststellung:

«Man hat sich bis jetzt den Unterschied zwischen einem literarischen Kunstwerk und seinen Konkretisationen nicht klar zu Bewusstsein gebracht und auch die Notwendigkeit dieser Unterscheidung nicht eingesehen. Statt zwei Grundtypen «literarischer» Urteile streng auseinanderzuhalten, nämlich diejenigen, welche die literarischen Kunstwerke selbst, und die anderen, die deren Konkretisationen betreffen, behandelt man alle diese Urteile (und auch Beurteilungen) so, als ob sie alle das «Kunstwerk» (ungeachtet dessen, was darunter verstanden wird) beträfen. Nach Einführung unserer Unterscheidungen fallen – wie mir scheint – die prinzipiellen Schwierigkeiten fort. Dass nämlich zwei Urteile über zwei verschiedene Konkretisationen desselben Werkes bezüglich entsprechender Momente etwas Verschiedenes aussagen, muss weder einen Widerstreit noch einen Widerspruch zwischen ihnen bilden. Denn diese Konkretisationen können in diesem Punkt wohl verschieden sein.»

Das Problem besteht in der Tat nicht darin, wie es möglich sei, durch Anwendung von Methoden der exakten Wissenschaften zu unwiderlegbaren Aussagen über das Kunstwerk zu kommen. Bei Werturteilen über verschiedene Konkretisationen des gleichen Kunstwerks kann nur gefragt werden, ob diese beiden Werte dem Werk selbst gleich nahe stehen. An der Wahrheit und Geltung der die betreffenden Werte feststellenden Urteile ändert das nichts: «Sie können beide wahr sein und bilden dann den Ausgangspunkt zur weiteren Betrachtung über die Nähe oder Ferne dieser Konkretisationen zum Werk selbst.»

Roman Ingardens Buch «Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks» ist ein bedeutender Beitrag zur Theorie der Literaturwissenschaft. Es scheidet klar das literarische Kunstwerk als einen Gegen-

stand der Literaturwissenschaft von seinen «im ästhetischen Erlebnis konstituierten Konkretisationen», die Gegenstand der literarischen Kritik sind.

Anton Krättli

## GOETHE-STUDIEN

Zur zweihundertsten Wiederkehr von Goethes Geburtstag, vor nahezu zwanzig Jahren also, hat der Amerikaner *Heinrich Meyer* seinen «Goethe» vorgelegt<sup>1</sup>. Vor kurzem ist die zweite Auflage des bedeutenden Buches erschienen. Erfreulich, aber eigentlich auch erstaunlich, wenn man die heutige Situation auf dem Büchermarkt bedenkt. Denn es handelt sich ja nicht um eine leicht eingängige, schmissige Schilderung in der Nachfolge Emil Ludwigs. Es handelt sich auch nicht um eine sorgfältig gefeilte «schöne» Darstellung, die sich in den Bahnen der gewohnten Literaturbetrachtung bewegt. Meyer ist schon das «enfant terrible» unter den heutigen Germanisten genannt worden. Er ist ein Einzelgänger, und sein Goethebuch – wie seine zahlreichen übrigen Publikationen, vergleiche namentlich «Was bleibt» – beinahe ein Ärgernis. Es ist das wegen seiner extrem subjektiven Urteile, seiner Neigung zum Widerspruch gegen alle etablierten Wertungen, der persönlichen Nebenbemerkungen jeder Art, der Sprunghaftigkeit der Methode, der unbekümmert wechselnden Dichte und Höhe der Darstellung, besonders auch der Sprache. Ungleich, rasch hingeworfen scheint all das immer wieder, und das ist ja wohl die entscheidende Aussage: dieses vielhundertseitige Werk ist ein Wurf, mit manchen Schwächen, aber auch mit den Vorzügen eines solchen. Die faszinierende Auseinandersetzung mit ihrem ständigen Hin und Her der Vorgriffe und Rückdeutungen ist eine keineswegs einfache Lektüre. Über eine ebenso ausgedehnte wie genaue Kenntnis verfügend, sucht Meyer die Wirklichkeit von Goethes Existenz zu begreifen und

<sup>1</sup> Wilhelm Fucks, *Nach allen Regeln der Kunst, Diagnosen über Literatur, Musik, bildende Kunst – die Werke, ihre Autoren und Schöpfer*. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1968. – <sup>2</sup> Roman Ingarden, *Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks*. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1968.

will im einzelnen zeigen, wie sich (gemäss dem Untertitel) «das Leben im Werk» spiegelt, realisiert, verzehrt. Die erstaunliche Präsenz all dessen, was man aufgrund des Quellenmaterials über die äussere und innere Welt des Dichters wissen kann, macht es ihm möglich, immer wieder in erzgescheiten Aperçus Altbekanntes in neuer Sicht und in neuen Zusammenhängen erkennen zu lassen. Damit wird das streng sachliche Werk, das eine immense Stofffülle meistert, zugleich in seltenem Grade anregend, ja aufregend. Der Verfasser begleitet den unveränderten Neudruck mit einem persönlichen Vorwort, in dem er heraushebt, was von seinen Ergebnissen durch die Forschung aufgenommen worden ist.

Meyer wirkt seit Jahrzehnten in den USA, aber sein Buch ist deutsch geschrieben. In englischer Sprache liegen zwei Arbeiten vor, die unsere Goethekenntnis weiter bereichern. In seinem Werk «*Culture and Society in classical Weimar, 1775–1806*» zeichnet *W. H. Bruford*, Fellow of St. John's College and Emeritus Professor of German in the University of Cambridge, ein treues und packendes Bild jener Blütezeit an dem kleinen sächsischen Hofe, die nach Schillers Tod mit dem Einbruch Napoleons unwiederbringlich vorüber war<sup>2</sup>. Aus den besonderen sozialen Bedingungen der Goethezeit in Weimar versteht er die Besonderheit der deutschen Klassik, einer aristokratischen und nach innen gerichteten Geistigkeit, und leitet daraus überzeugend gewisse Merkmale der deutschen Vorstellungen von «Kultur» und «Bildung» ab. Die Studie zieht die neueste Literatur heran und nutzt besonders

auch die Quellenpublikationen, die seit dem Zweiten Weltkrieg, vorab in Ostdeutschland, erschienen sind. Englischer Common sense, Humor, ein Urteil, das nicht aus lauter Angst vor falscher Vergötzung zu tief greifen muss, sondern was gross und edel ist, ruhig gross und edel nennen kann: das sind, ausser der selbstverständlichen Sachkenntnis, die Vorzüge dieser sehr lesenswerten Darstellung.

Es sind Vorzüge, die man auch der Monographie «Goethe's Faust, its Genesis and Purport» von *Eudo C. Mason* nachrühmen kann<sup>3</sup>. Der Verfasser, Professor in Edinburg, ist vor allem als Rilkekenner bekannt geworden, ferner als Herausgeber, Übersetzer und Kommentator der merkwürdigen Jugendschrift J. H. Füsslis «Bemerkungen über J. J. Rousseaus Schriften und Verhalten», eines in schwierigem Englisch abgefassten Dokuments der Sturm-und-Drang-Bewegung<sup>4</sup>. Mason fasst «Faust» I und II, wenn auch gewiss nicht als die strenge Verkörperung einer durchgehenden Idee, so doch als Einheit auf. Was sie zusammenhält, ist die Erlösungsfrage. Nun ist die Formel von Fausts Erlösung, die Goethe gegenüber Eckermann als Schlüssel des Werks bezeichnet, «completely ambiguous». Sie schillert zweideutig zwischen dem «strebenden Sich-Bemühen» und der «Liebe von oben» als Heilsgrund. Daher sind alle Auslegungsversuche, die sich einseitig auf das eine oder das andere berufen, teils richtig und teils falsch. Diese Unentschiedenheit spiegelt Goethes lebenslange Spannung zwischen Christlichkeit und Titanismus, meint Mason. «This was a matter in which Goethe wanted to have it both ways» (372). Der Zwiespalt geht zurück bis ins Jahr 1772, das heisst in die Ursprungszeit der «Faust»-Konzeption, und begleitet den Dichter durch sein ganzes Leben. Die Interpretation folgt, in «a careful and sober examination», der Entstehungsgeschichte des ersten Teils und wird gekrönt durch die Auslegung der Schlusszenen des zweiten. Eine überlegene Auseinandersetzung mit Verstiegenheiten der «Faust»-Literatur läuft nebenher. Mit gesunder

Ironie weist der Verfasser auch jene Übersteigerungen zurück, welche die grosse Dichtung als zeitlose «Bible of Modern Man», das heisst eben als Verkündung des «Faustischen», aus ihren Bindungen meilen lösen und absolut setzen zu können.

Mit dem «Faust» befasst sich unter verschiedenen Gesichtspunkten auch der Strassburger Germanist *Albert Fuchs* in mehreren seiner «Goethe-Studien»<sup>5</sup>. Weitere Werkbetrachtungen, biographische Einzelheiten und Versuche über Goethes Menschentum ergänzen die Sammlung. Ihren Kern bilden die Aufsätze über Goethes Beziehungen zum französischen Kulturkreis. Der Verfasser hat für das neue Goethe-Handbuch alle einschlägigen Beiträge geschrieben und kann hier, wenn einer, aus dem vollen schöpfen.

Wir sind damit bei den Essaybänden angelangt. Es ist reizvoll, die drei uns vorliegenden Sammlungen zu vergleichen. Die Festschrift für Lieselotte Blumenthal, unter dem Titel «Studien zur Goethezeit» herausgegeben von *Helmut Holtzhauer* und *Bernhard Zeller* unter Mitwirkung von *Hans Henning*, vereinigt 26 Beiträge von Verfassern aus beiden Teilen Deutschlands<sup>6</sup>. Wie es sich bei der um die Schillerforschung und eine Erneuerung der Goethephilologie vielfach verdienten Jubilarin gebührt, handelt es sich um Arbeiten streng wissenschaftlichen Charakters, von denen kaum eine als Essay zu bezeichnen wäre. Es sind Abhandlungen, Untersuchungen, Forschungsberichte, zum Beispiel über Werke und Werkgruppen, Pläne und Gedankengänge verschiedener Art, biographische Beziehungen und Nebengestalten aus dem Kreis der deutschen Klassik. Die Sache steht überall im Mittelpunkt, Ungedrucktes, vorab neue Goetheana und Schilleriana, wird mitgeteilt, Anmerkungen begleiten den Text. Die Mitarbeiter, ausser Theodor Frings, dem unlängst verstorbenen Altmeister der ostdeutschen Germanistik, sind durchweg heute wirkende Fachleute aus der Goetheforschung oder verwandten Disziplinen. Ihre Originalbeiträge erscheinen nach den Verfasseramen alphabetisch geordnet.



Ganz anders ist es bei dem Sammelband «Goethe im XX. Jahrhundert, Spiegelungen und Deutungen», den *Hans Mayer*, unterrichtet und klug, zusammengestellt hat<sup>7</sup>. Die 19 Essays – unter dieses Etikett wären hier die meisten Stücke einzuordnen – sind alle schon irgendwo, oft in Buchform, publiziert. Die frühesten (Hofmannsthal, Wölfflin, Walter Benjamin) stammen aus den zwanziger Jahren, ja die bewegenden Betrachtungen Hermann Hesses über die Lehrjahre weisen in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück. Wie man sieht, handelt es sich hier um «grosse Namen», nicht um die stillen Arbeiter im Weinberg des Herrn. Nur fünf Germanisten sind dabei. Die Reihenfolge ist durch die Goethechronologie bestimmt. Ausnahmslos nämlich dienen die Arbeiten dem Verständnis bestimmter Werke oder Werkgruppen. «Nicht der Gesamtaspekt Goethe sollte abgewandelt werden. Hier galt der Primat der Einzelanalyse», wie der Herausgeber betont. Die Unterschiede der Interpretationen nach Entstehungszeit, Anlass, Methode, Blickrichtung, Absicht sind beträchtlich. Die Gegensätzlichkeiten der Verfasser, namentlich auch was ihre weltanschaulich-politischen Auffassungen betrifft, führen nicht zu einem fragwürdig harmonisierten, sondern zu einem kontrastreichen, in sich widerspruchsvollen Goethebild, zumal die Schreibenden ja fast durchweg in der Bemühung um Goethe zugleich die Selbstdarstellung suchen. Gerade das macht die ausserordentliche Sammlung so lebendig und im besten Sinne «interessant». Sie könnte manchem Gebildeten, der in dieser traditionsfernen Zeit nichts mehr mit Goethe anzufangen weiss, zu einem vorsichtigeren Urteil helfen.

Zu dem Band «Goethe und seine grossen Zeitgenossen», in dem *Albert Schaefer* sieben Essays namhafter Wissenschaftler vorlegt, ist zu bemerken, dass er weniger hält, als der Titel verspricht<sup>8</sup>. Aber wenn Staiger über Mozart oder Schiller, Wachsmuth über die Humboldts oder Schelling in ihrem Verhältnis zu Goethe handeln, um nur sie zu nennen, so darf man wesentlicher Bereicherung sicher sein.

Zu Anfang der fünfziger Jahre hat *Georg Balzer* im Goethejahrbuch liebenswürdig über Goethes Gärtnerbekanntschaften geschrieben. Diese Versuche sind jetzt, durch Bilder und einen Tagebuchauszug ergänzt, als Buch erschienen: «Goethe als Gartenfreund»<sup>9</sup>. Da es novellistisch aufgemutzt und etwas breitgewalzt ist, kann man es leider nur halben Herzens für Geschenkzwecke empfehlen.

In unserer letzten Besprechung ist der erste Band des monumentalen Werkes «Goethe, Begegnungen und Gespräche», mit welchem *Ernst Grumach* und *Renate Grumach* den hochverdienten alten «Biedermann» mit bewundernswerter Kompetenz durch eine moderne, klarer konzipierte, umfassendere und genauere Sammlung ersetzen, ausführlich gewürdigt worden<sup>10</sup>. Aus Raumgründen kann auf den zweiten Band, der, seinem Vorgänger in jeder Hinsicht ebenbürtig, auf 600 Seiten die Dokumentation der Jahre 1777 bis 1785 darbietet, heute nur hingewiesen werden.

Mit einem blossen Hinweis müssen wir uns auch für Band V<sub>B</sub> des «Corpus der Goethezeichnungen» begnügen. Er vereinigt «Die naturwissenschaftlichen Zeichnungen mit Ausnahme der Farbenlehre»<sup>11</sup>. Die Gesamtreaktion hat *Gerhard Femmel* inne. Als Bearbeiter zeichnen *Dorothea Kuhn* (Nr. 1 bis 154 Anatomie, Zoologie, Botanik), *Otfried Wagenbreth* (Nr. 155 bis 223 Geologie, Mineralogie) und *Karl Schneider-Carius* (Nr. 224 bis 264 Meteorologie). Wie die bisherigen Corpusbände erschliesst auch dieser neueste auf muster-gültige Art einen Bereich Goetheschen Wirkens. Von Bedeutung wird er namentlich auch für den Wissenschaftshistoriker sein.

Schliesslich ist noch das «Lexikon der Goethezitate» zu nennen, das *Richard Dobel* in über zwanzigjähriger Bibliothekspraxis mit Hingabe und genauer Sachkenntnis erarbeitet hat<sup>12</sup>. Auf mehr als 1100 Spalten führt es, nach ausgewählten Stichwörtern alphabetisch geordnet, prägnante Stellen aus Goethes Werken, Schriften, Briefen, Tagebüchern vor, berühmte



und oft auch unbekannte, die nicht weniger berühmt zu sein verdienten. Es versteht sich, dass Vollständigkeit auf keine Weise möglich ist. Aber wer in dem schön gedruckten und trotz dem Umfang des Zitatenschatzes handlichen Bande schmökert – und es ist kaum möglich, der Versuchung dazu zu widerstehen! –, der wird etwas von Glanz und Fülle Goetheschen Wesens erahnen. Ein sehr umsichtig angelegtes Register lässt auch Zitate finden, die man nicht wortwörtlich im Kopf hat. Eine hilfreiche Sammlung also, ein Werk, das, aus Liebe und Begeisterung erwachsen, in jedem Goethefreund Dankbarkeit und

Freude wecken wird. Man wird es zu jenen Büchern stellen, die man gern und oft befragt.

*Fritz Rittmeyer*

<sup>1</sup> Günther Verlag, Stuttgart (1967). Vgl. Monatshefte November 1951. – <sup>2</sup> University Press, Cambridge 1962. – <sup>3</sup> University of California Press, Berkeley and Los Angeles 1967. – <sup>4</sup> Fretz & Wasmuth, Zürich 1962, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft Zürich, Kleine Schriften Nr. 4. – <sup>5</sup> de Gruyter & Co., Berlin 1968. – <sup>6</sup> Böhlau, Weimar 1968. – <sup>7</sup> Christian Wegner, Hamburg 1967. – <sup>8</sup> Beck, München 1968. – <sup>9</sup> Bruckmann, München 1966. – <sup>10</sup> de Gruyter & Co., Berlin 1966. – <sup>11</sup> VEB Seemann, Leipzig 1967. – <sup>12</sup> Artemis, Zürich und Stuttgart 1968.

## FRIEDRICH NIETZSCHE

*Zu einer neuen Volksausgabe bei Hanser<sup>1</sup>*

In den Jahren 1954–1956 hat der Carl Hanser Verlag bekanntlich Nietzsches Werke in einer dreibändigen Dünndruckausgabe neu aufgelegt. Mit jener sich äusserlich bescheiden präsentierenden Ausgabe war es Herausgeber Karl Schlechta damals gelungen, eine kleine literarische Sensation hervorzurufen; erteilte doch der dritte Band erstmals genau Auskunft über die Machenschaften von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, der Schwester des Philosophen, welche mit ihren Fälschungen und Intrigen aller Art das Schaffen Nietzsches auf jede nur mögliche Weise zu verdunkeln trachtete. Nicht zuletzt muss diese herrschsüchtige, antisemitisch eingestellte Frau dafür verantwortlich gemacht werden, dass Nietzsches Texte immer und immer wieder zu heillosesten Missverständnissen Anlass gaben.

Schlechta's sorgfältige, saubere Arbeit war ein notwendiger Durchbruch zu einem neuen Nietzsche-Verständnis. Zugleich machte die Schlechta-Ausgabe Nietzsches Werke einer breiten Leserschicht überhaupt erst richtig zugänglich. «Nietzsche für alle», so lautete die Devise. In diesem Zuge hat sich denn der Hanser Verlag auch entschlossen, der dreibändigen Dünndruck-

ausgabe sogleich eine zweibändige Volksausgabe folgen zu lassen, welche nahezu alle Texte enthält, deren Drucklegung Nietzsche noch selbst veranlasst hatte oder deren Manuskript auf alle Fälle von ihm als druckfertig betrachtet worden war. «Für alle» scheint uns nun Nietzsche seine Schriften allerdings nicht verfasst zu haben. Seine Verachtung des Pöbels war dazu wohl doch zu gross, seine Idee von Grösse zu esoterisch an der Grösse der Künstler orientiert. Und doch scheint uns diese Volksausgabe der Werke Nietzsches kein Verrat am Geiste des Philosophen zu sein; ist es doch notwendig, dem Leser der Nachkriegszeit, und vor allem dem jungen Leser, klare, saubere, von allen faschistischen Kommentaren gereinigte Texte zur Verfügung zu stellen.

Ivo Frenzel, der für diese zweibändige Ausgabe als Herausgeber zeichnet, stützt sich durchaus auf die Schlechta-Ausgabe, verzichtet aber auf alle Texte, die philologisch irgendwie zweifelhaft scheinen, insbesondere auf die unter dem Titel «Wille zur Macht» bekannte Aphorismensammlung. Über diesen klaren Verzicht auf die über tausend Aphorismen, welche Elisabeth Förster-Nietzsche 1906 zusammen mit

Peter Gast herausgegeben hat, sind wir aus zwei Gründen bei der Durchsicht der Volksausgabe nicht unglücklich gewesen: Erstens hätte der Einbezug dieser Texte aus dem Nachlass wegen der Unleserlichkeit der Manuskripte zweifellos auch eines sorgfältigen kritischen Apparates und Kommentars bedurft, wie er eben in einer billigen Volksausgabe zum vornherein ausgeschlossen ist; zweitens enthalten die unter dem Titel «Wille zur Macht» erschienenen Aphorismen, wie schon Karl Schlechta bemerkt hat, eigentlich keine wesentlich neuen Gedanken. Jedenfalls erscheint es dem gewissenhaften Herausgeber sinnlos, aus dem reichen Nachlass Nietzsches einfach eine notwendig subjektive Auswahl, wie sie zum Beispiel von

Nietzsches Schwester getroffen wurde, zu übernehmen; nur die philologisch einwandfreie Veröffentlichung des ganzen Nachlasses könnte Nietzsche gerecht werden, was aber im Rahmen einer Volksausgabe gar nicht denkbar ist.

So beschränkt sich denn Frenzel mit Recht auf die gesicherten Texte, wobei von der frühen Schrift «Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik» bis zu dem letzten von Nietzsche selbst für den Druck vorbereiteten Buch «Der Antichrist» keine der für seine geistige Entwicklung bezeichnenden Stationen unberücksichtigt geblieben ist.

*Bruno Bolliger*

<sup>1</sup> Friedrich Nietzsche, Werke in zwei Bänden, Hanser Verlag, München 1967.

## DAS LUZERNER OSTERSPIEL

In der Geschichte des mittelalterlichen Theaters nimmt das Luzerner Osterspiel vor allem deshalb eine bemerkenswerte Stellung ein, weil man dank den reichhaltigen Aufzeichnungen seiner Spielleiter, besonders denjenigen Renward Cysats, des Stadtschreibers und Chronisten, über eine derart ausgiebige Dokumentation zu seiner Aufführungspraxis verfügt, dass es heute «ohne die geringste Gefahr eines wesentlichen Irrtums an seinem ursprünglichen Aufführungsort, dem Weinmarkt in Luzern, wieder in Szene gesetzt werden könnte». So äusserte sich 1943 der amerikanische Germanist und Theaterwissenschaftler Prof. Marshall Blakemore Evans in seiner grundlegenden Untersuchung «The Passion Play of Lucerne. An Historical and Critical Introduction», die 1961 in deutscher Übersetzung von Paul Hagmann im Schweizer Theater-Jahrbuch XXVII. erschien und alle Angaben zur Geschichte des Luzerner Osterspiels und seiner Aufführungen vermittelt. In jahrzehntelangen Bemühungen hatte Evans Texte, Regiebücher und andere Manuskripte aus den Luzerner Beständen ge-

sichtet und plante nun eine umfassende kritische Textausgabe. Sein Tod im Jahre 1953 unterbrach die Editions Vorbereitungen, die nach ihm *Heinz Wyss* übernahm, in mustergültiger Weise überprüfte, ergänzte und zu Ende führte. Der Umfang des Textes und die dadurch bedingten hohen Druckkosten haben die Publikation des monumentalen Werkes lange Zeit in Frage gestellt. Um so mehr werden es die am mittelalterlichen Drama Interessierten begrüßen, dass jetzt die wertvolle dreibändige Ausgabe – Band I: Text des ersten Tages (367 S.), Band II: Text des zweiten Tages (300 S.), Band III: Textteile 1597 und 1616, Anmerkungen, Quellen, Glossar (302 S.) – hervorragend gedruckt und gestaltet im Verlag Francke Bern erscheinen konnte<sup>1</sup>.

Einleitend beschreibt der Herausgeber sehr sorgfältig und anschaulich die Luzerner Osterspielhandschriften von 1545, 1571, 1583, 1597 und 1616, die der Edition zugrunde liegen. In einem philologischen Überblick gibt er Aufschluss über die Sprache dieser Texte; sie stellen eine Mischung der Kanzleisprache mit dem ge-

sprochenen Idiom dar. Vor allem im Wort- und Phrasenschatz, in sprichwörtlichen Wendungen und formelhaften Ausdrücken, in Schimpfreden und Verwünschungen, Schwüren und Beteuerungen schimmert die Mundart durch. Lautstand, Flexionsformen und Syntax folgen der Kanzleischrifttradition. Sie muss sich mit ihren zahlreichen mittelhochdeutschen Reminiszenzen ziemlich stark von der damaligen Alltagssprache abgehoben haben, denn Spielleiter Cysat stellte bei den Proben fest, dass die Darsteller Mühe hatten, die richtige Aussprache zu erlernen. Dialogvers des Luzerner Osterspiels ist der vierhebige paarweis gereimte Knittelvers, allerdings in recht freier Handhabung. Bei der Textgestaltung hat sich der Herausgeber an das heute bei volkstümlichen Schriftwerken üblich gewordene Prinzip konservativer Wiedergabe aller sprachlichen Eigenheiten und orthographischen Unregelmässigkeiten der Vorlagen gehalten. Der Variantenapparat ist so breit angelegt, dass aus ihm ein annähernd vollständiges Bild der zum Vergleich herangezogenen Handschriften zu gewinnen ist. Wertvolle Ergänzungen enthalten die Anmerkungen und Quellenhinweise im III. Band; vor allem liefert das Glossar dem Leser willkommene Verständnishilfen.

Das Luzerner Osterspiel – seine Textgrundlage als biblische Quelle bildet die Vulgata – geht weit über den Rahmen einer Passion hinaus; es umfasst die ganze Heilsgeschichte. Das gewaltige Werk von gegen 11000 Versen ist auf zwei Spieltage eingerichtet, wobei 28 Akte am ersten und 28 am zweiten zur Aufführung kamen.

Die Handlung des ersten Spieltages beginnt mit der Aufforderung der Zuschauer durch den Schildknappen und den Fähnrich, sich still zu verhalten, und dem einleitenden Gebet des Proklamators; sie setzt dann ein mit der Schöpfungsgeschichte, der Erschaffung des Menschen und dem Sündenfall und reicht von den alttestamentlichen Episoden Kain und Abel, Abraham und Isaak, Jakob und Esau, Joseph, Moses und die Kinder Israels, David und Goliath bis zum «Anfang deß

Nüwen Testaments», aus dem noch folgende Szenen dargestellt werden: Verkündigung und Menschwerdung Christi, die Heiligen Drei Könige, der zwölfjährige Jesus im Tempel, Busspredigt Johannes des Täufers, Taufe Jesu, Gefangennahme des Täufers, Christi Versuchung, Berufung der Apostel, Bekehrung der Magdalena, Heilung des Krüppels und des blinden Lucillus, Gespräch Christi mit der Samaritanerin am Brunnen, der Täufer sendet zwei Jünger zu Christus, Heilung eines Kranken am Teiche Bethesda, der Jüngling zu Nain, Einladung der Fürsten zum Gastmahl des Herodes, Christus und die Ehebrecherin, der reiche Jüngling Legisperitus, Heilung eines Besessenen, Jesus und die Jünger des Täufers, Enthauptung des Täufers, Zachäus, Heilung des blindgeborenen Marcellus. Den «Beschluss» bildet ein weiser Ausspruch des Kirchenvaters Augustinus.

Den zweiten Spieltag eröffnen wiederum Fähnrich und Proklamator (der Schildknappe tritt erst am Ende nochmals auf) mit einem Aufmerksamkeitsappell an das Publikum und einem Gebet; dann nimmt die Handlung ihren Fortgang mit der Szenenfolge: Auferweckung des Lazarus, «Vom gespräch vnd disputatz der Juden mit Christo, da sy inne versteinigen wollten», «Vom bösen Rathschlag der Juden wider Christum, inne ze fahen vnd Töden», «Von dem gast mal, so Lazarus Christo gehallten vnd sinen jüngern, vnd von der kostlichen salben Magdalene, vff das Houpt Christi gossen», Christi Einzug in Jerusalem, Jesus reinigt den Tempel, der Zinsgroschen, Verrat des Judas, Abendmahl, Abschied von Maria, Fusswaschung, Abschiedsreden Jesu an die Jünger, Gethsemane, Judaskuss, Gefangennahme Christi, der Mörder Barrabas, Christi Leiden vor Annas und Kaiphas, Petri Verleugnung, Reue und Verzweiflung des Verräters Judas, Christus vor Pilatus und Herodes, Jesus und Barrabas, Geißelung, Verspottung und Verurteilung Christi, Klage der Maria, «Crützigung Christi vnd der schahern, vnd was sich vff der Richtstatt verlossen bis zû der begrept-

nus», die Wächter am Grabe, Auferstehung Christi, «Von der klag der Tüfflen vber den Sig Christi vnd erlösung deß menschlichen geschlechts», die erschreckten Wächter, Salbenkauf der drei Marien beim «Apentegger» (Apotheker), Wettlauf der beiden Jünger, Gang nach Emaus, Christus erscheint den Jüngern, die Belehrung des zweifelnden Thomas. Am Ende des Spieles treten auf: der Kirchenvater Hieronymus als Wahrheitszeuge, dann der Schildknappe, der Fähnrich und der Proklamator, mit dessen Schlussgebet das Osterspiel ausklingt.

Schon der aussergewöhnliche Umfang lässt erkennen, dass die Handlung oft etwas breit und weitschweifig ist. Bei auf-

merksamer Lektüre überwiegt jedoch der Eindruck volkstümlicher Frische, naiver Herzensfrömmigkeit und, was so recht dem Geschmack des damaligen Bürgertums entsprochen haben mag, derb realistischer Anschaulichkeit. Ohne Zweifel ist das Luzerner Osterspiel – über seinen Eigenwert als Dichtung und Beitrag zur altschweizerischen Literatur hinaus – ein einzigartiges Kulturdokument, das in so vorbildlicher Weise restauriert und in die Gegenwart hinübergerettet zu haben, Herausgeber und Verleger zu hoher Ehre gereicht.

*Robert Blaser*

<sup>1</sup> Das Luzerner Osterspiel, herausgegeben von Heinz Wyss, 3 Bände, Francke Verlag, Bern 1967.

## **In den kommenden Heften lesen Sie**

Christoph Bertram	Westeuropa in den siebziger Jahren
Gerhard Winterberger	Das Finanzprogramm des Bundes
Karl Menzi/Georg Huber	Unternehmensführung
Jürgen Fackert Elsbeth Pulver	} Zu Briefwechseln Hugo von Hofmannsthals
Anton Krättli	
	Fehlhaltungen der Kritik